

Der real existierende Kapitalismus und Kriege als sein Schicksal und Verhängnis

Man soll die Welt nicht belachen, nicht beweinen, sondern begreifen.

Baruch de Spinoza

Die Kapitalisten wollen keinen Krieg. Sie müssen ihn wollen.

Bertolt Brecht

Wenn der Faschismus wiederkehrt, wird er nicht sagen: ‚Ich bin der Faschismus‘. Nein, er wird sagen: ‚Ich bin der Antifaschismus‘.

Ignazio Silone

In meinem nächsten Buch **Warten auf den Paradigmenwechsel** werden die Grundlagen der modernen Wissenschaften bzw. ihrer Wissenschaftsphilosophie erforscht. Das Buch beginnt wie folgt:

Menschen haben seit Urzeiten versucht herauszufinden, wie man *Wissen* erwerben und *Wahrheit* finden bzw. wie man das Wahre vom Falschen unterscheiden kann. Und es ist ihnen einiges dazu eingefallen. Historisch betrachtet war zunächst vor allem die Auffassung weit verbreitet, Götter oder irgendwelche kosmischen Kräfte würden den Menschen durch Befolgung von geheimnisvollen Ritualen den Weg dazu verraten, oder Wissen und Wahrheit seien seit Ewigkeit in den Sternen oder anderen Erscheinungen versteckt. Man müsste also diese Geheimnisse entschlüsseln. Erst viel später haben die Philosophen einen neuen Ansatz vorgestellt. Der Mensch besäße etwas, das

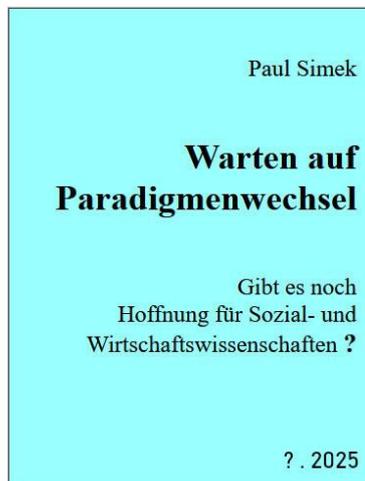
Vernunft oder Ratio genannt wird, was zu Wissen und Wahrheit führen kann. Diese Vorstellung wird konkret in einem besonderen Gebiet der Philosophie behandelt, in der *Erkenntnistheorie* (Epistemologie). Lange Zeit waren die Philosophen mit ihrer Auffassung über das *Denken als die Quelle von Wissen und Wahrheit* alleine, erst nach etwa drei Jahrhunderten, seit Beginn der Moderne, wurde diese Auffassung von den neu entstandenen modernen Wissenschaften übernommen. Obwohl die Wissenschaften von Anfang an auch eigene spezifische Vorstellungen über die Ratio bzw. ihre Aufgabe bei der Suche nach Erkenntnissen hatten, verdanken sie so manchen ihrer Ansätze zweifellos der Philosophie. Dementsprechend nennt man die Auffassung der Wissenschaften über ihre Methoden der Forschung und über ihre Kriterien der Verifizierung von dessen Ergebnissen üblicherweise als *Wissenschaftsphilosophie*.

In den letzten zwei Jahrhunderten sind in den Wissenschaften zwei philosophische Erkenntnistheorien bzw. Wissenschaftsphilosophien führend. Die eine lässt sich als *systemisch-empirisch* bezeichnen, mit der die am Anfang der Moderne entstandene Wissenschaften begonnen haben - und zwar alle. Die Naturwissenschaften sind bei dieser Wissenschaftsphilosophie bis heute geblieben, die Sozial- und Wirtschaftswissenschaften haben sich später, etwa in der Mitte des 19. Jahrhunderts, für eine andere, nämlich die *intuitiv-analogische* Wissenschaftsphilosophie, entschieden. Das Ausscheiden der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften aus der gemeinsamen Wissenschaftsphilosophie wird im Folgenden als *reduktionistische Wende* bezeichnet - oder auch als *neoliberale Konterrevolution*. Ihr liegt eine *reduktionistische* Philosophie zugrunde, die mit der Ideenlehre von Platon begonnen hat, von Kant wiederbelebt und nach ihm in mehreren Versionen weiterentwickelt wurde. Diese Philosophien bzw. ihre Erkenntnistheorie hat die Sozial- und Wirtschaftswissenschaften auf den Holzweg geführt. Usw.

Auf den Grundlagen der *systemisch-empirischen* Wissenschaftsphilosophie lassen sich Theorien und Modelle aufstellen die imstande sind, Vorhersagen zu treffen und Handlungen vorzuschlagen, die sich *ex post* empirisch als richtig erweisen. Das ist Wissenschaft, alles andere nicht. Je logisch komplexer Theorien und Modelle der Wissenschaft sind, desto erfolgreicher sind sie. Als Beispiel: Die neoliberale Theorie bzw. ihr Modell des allgemeinen Gleichgewichts (Walras) kann ökonomische Krisen nicht erklären, ein kreislauftheoretisches Modell kann es. Die neoliberale Theorie kann schließlich keine erfolgreiche Maßnahmen („Reformen“) für die Beendigung von Krisen vorschlagen. Das ist der wichtigste Grund dafür, weshalb der Kapitalismus seine ökonomischen Krisen immer nur durch Kolonialismus und Kriege lösen konnte. Das ist bis heute so geblieben, was ich im Folgenden in groben Zügen beschreibe. Aber nichts unter der Sonne dauert ewig, auch die seit mehreren Jahrhunderten sich wiederholende Abfolge von Krise, Krieg, Aufschwung, nächste Krise, nächster Krieg usw. wird nicht

ewig dauern. Ich bringe im Folgenden zudem meine Überlegungen ein, warum diese Epoche jetzt zu Ende geht und warum es Hoffnung gibt, dass nun bessere Zeiten anbrechen.

Da mein zweites Buch gewissermaßen eine erkenntnistheoretische Unterstützung des ersten ist, habe ich seine Kapitel fortlaufend nummeriert, also mit 9, 10 und 11. Dem mathematisch versierten Leser steht der im Internet veröffentlichte *Mathematische Anhang* als Kapitel 12 zur Verfügung. Hier wird das kreislauftheoretische Modell mathematisch behandelt - „analytisch streng“, wie man es in der Wissenschaft sagt. Früher hatte ich vor, dies alles in einem Buch zu realisieren, jetzt sind es drei mehr oder weniger eigenständige Teile geworden. Zusammen betrachtet kann man unter dem für das eine Buch gedachtem Titel „Wirtschaft und Gesellschaft als geregelte Ordnungen“ zusammenfassen.



Mathematischer Anhang:

www.paul-simek.de/kap12.pdf

Wirtschaft und Gesellschaft als geregelte Ordnungen

Da die Dateigröße heute kein Problem mehr darstellt, habe ich dieser pdf-Datei den *Mathematischen Anhang* angefügt. Um den Gedanken bzw. die Idee zu verstehen, wie der Nachfragemangel in der freien Marktwirtschaft entsteht - und diese zum Absturz bringt -, muss man nicht in die (komplizierte) Mathematik eintauchen. Ich habe das auf eine einfache Weise in http://marktwirtschaft-neu-denken.de/referenz/referenz_0.php verdeutlicht. Eine weitere, ausführliche Behandlung dieser Problematik, ebenfalls ohne anspruchsvolle Mathematik, ist in einer Reihe von Beiträgen auf meiner Website zu finden: <http://marktwirtschaft-neu-denken.de/Aufbau/iverzeichnis.php?schnachfrE#ca>

Paul Simek

Kapitel 10.2 Notwendigkeit und Möglichkeit der Steigerung der Komplexität im Denken der Sozialwissenschaften

Die vormodernen Wirtschaften waren im Wesentlichen immer eine Sammlung von autonomen Bauern und Handwerkern, hatten also eine einfache Organisation und Struktur. Smith hat durch Regeln eine deutlich komplexere ökonomische Ordnung theoretisch entwickelt. Es war eine theoretische Errungenschaft, die der historischen Zeit ziemlich voraus war. Als nämlich Smith im Jahre 1776 – nach elf Jahren Arbeit – sein epochales Buch *Der Wohlstand der Nationen* veröffentlichte, war James Watt gerade so weit, den Prototyp der ersten industriell anwendbaren Dampfmaschine der Öffentlichkeit vorzustellen. Die Erste industrielle Revolution stand damals erst in den Startlöchern. So weit der Zeit voraus zu sein, hatte bestimmte Vorteile. Smith konnte sich in seiner Theorie der Marktwirtschaft auf abstrakte Prinzipien und auf logische Schlussfolgerungen stützen, ohne sich mit Tatsachen auseinandersetzen zu müssen, welche durch die praktische Anwendung seiner Theorie entstanden sind. Seine Theorie der Marktwirtschaft war also nicht komplex genug. Es verwundert also nicht, dass Smith einige sehr ernsthafte Probleme der später praktisch realisierten Marktwirtschaft nicht einmal ahnen konnte, unter anderem auch deshalb, weil die vormodernen Wirtschaften einige dieser Probleme gar nicht kannten.

Usw.

10.2a Die unlösbaren Widersprüche, Fehlschlüsse und Lücken in dem „System der natürlichen Freiheit“

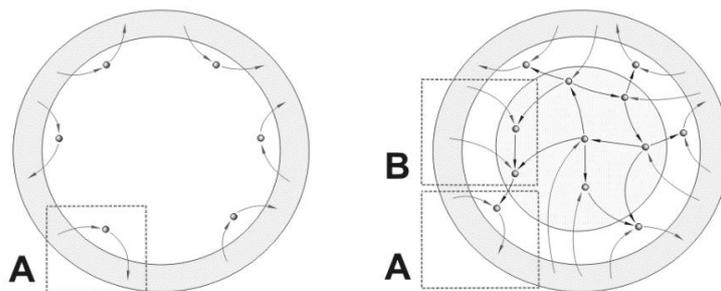
Smith sprach über seine marktwirtschaftliche Ordnung als über ein „System“, das durchaus systemisch gedacht war und als solches heute als Paradigma betrachtet werden kann. Smith hat auch noch die logischen Möglichkeiten seines „Systems“ bzw. Paradigmas ziemlich vollständig erschöpft. In seinem Rahmen ließen sich also keine Probleme analytisch formulieren, die bei Realisierung der Marktwirtschaft aufgetaucht sind, und folglich auch keine Lösungen für sie finden. Einstein hat es noch strenger formuliert: „Die Methoden, die unsere Probleme hervorgerufen haben, sind ungeeignet, sie überwinden zu können.“ Es ist allen wissenschaftlichen Paradigmen eigen, die letzte Stufe ihrer theoretischen Entwicklung erreicht zu haben – wie es etwa am Ende des 19. Jahrhunderts mit der klassischen Mechanik der Fall war. Wir erwähnen hier nur die wichtigsten dieser praktischen Probleme, die im „System“ von Smith ungelöst geblieben sind oder gar nicht vorhergesehen werden konnten.

Usw.

10.2b Die theoretische „Existenz“ des Nachfragemangels als Frage ausreichender logischer Komplexität

Die Physik als Wissenschaft konnte ihre Stagnation erst überwinden, als das vorerst sehr erfolgreiche partikel-mechanische Modell oder Paradigma der klassischen Mechanik verlassen und durch ein logisch komplexeres ersetzt wurde. Über die niedrige Komplexität dieses Modells wird im Allgemeinen an anderer Stelle gesprochen (Kapitel

3.1), jetzt interessieren uns nur seine Schwächen und Grenzen in seiner Anwendung als Modell der Marktwirtschaft (Walras). Es soll gezeigt werden, dass in diesem Modell ein Nachfragemangel nicht entstehen kann, da es unterkomplex ist. In einem komplexeren (kreislauftheoretischen) Modell ist dies dagegen möglich. Wir behelfen uns dabei zuerst mit einer grafischen Darstellung und dann mit einem einfachen numerischen Beispiel.



Die Punkte sind Unternehmen, die Pfeile zeigen Ströme, also Gütermengen, die sich durch das System bewegen. Stellen wir uns zuerst vor, dass der äußere Kreisring in beiden Bildern der Markt für Konsumgüter (Nahrungsmittel, Kleidung, usw.) ist. Aus den Punkten, die Unternehmen darstellen, werden Güter auf den Markt der Konsumgüter geliefert und angeboten. Aus den verkauften Gütern jedes Unternehmens entstehen Einkommen (Löhne, Profite, Renten, Zinsen,...) mit denen Güter anderer Unternehmen nachgefragt und gekauft werden. Die aus den Punkten hinausgehenden Pfeile sind, bezogen auf den äußeren Kreisring inputs, die anderen outputs. In dem Bild links gehen die outputs nicht zurück in die Wirtschaft – die Konsumgüter werden konsumiert. Was können wir nun aus dem linken Bild entnehmen - also logisch schlussfolgern?

Jedes Unternehmen (Punkt) kann aus dem Konsummarkt nur so viel kaufen, wie es aus dem Verkauf seiner eigenen Güter als Einkommen erwirtschaftet hat. Der input jedes Unternehmens ist zwangsläufig gleich seinem output und zwar unabhängig davon, zu welchen Preisen es dem Unternehmen gelingt seine Güter zu verkaufen. Also liefert jedes Unternehmen quantitativ - nach aktuellen Preisen gerechnet - genau so viel auf den Markt, wie es aus ihm abzieht. Was also alle Unternehmen zusammengenommen liefern bzw. anbieten, ist gleich dem, was sie zusammengenommen nachfragen bzw. kaufen. Noch anders ausgedrückt: „Jedes Angebot schafft sich selbst seine Nachfrage.“ Das ist eine weit verbreitete Formulierung des bereits erwähnten Sayschen „Gesetzes“ auf dem die ganze neoliberale Theorie fußt. Was also für ein Unternehmen gilt, gilt für alle Unternehmen zusammengenommen: das ist die pars-pro-toto Denkweise. Walras ist es eingefallen, auf eine sehr komplizierte mathematische Weise die Gültigkeit des Sayschen „Gesetzes“ nachweisen zu wollen.

Das Modell der Marktwirtschaft von Walras ist mathematisch fehlerfrei, schon deshalb, weil er es von der klassischen Mechanik abgekupfert hat. Allerdings hat er manche makroökonomischen Größen weggelassen, weil sie sich im Modell nicht unterbringen ließen - unter anderem Profit. Er hat also die Wirklichkeit ignoriert, wo sie ihm nicht passte, worüber auch schon einiges gesagt wurde. Etwas wurde aber bisher nicht erwähnt, was aber schon vor langer Zeit ausgerechnet einer der bekanntesten Ökonomen

bemerkt hat, der das mathematische Modell von Walras über alles schätzte und bewunderte, nämlich Schumpeter. Im Modell von Walras wird das Sparen und das Investieren zwar berücksichtigt, es gibt also in seinem Modell neben Konsumgütern auch Investitionsgüter (Produktionsgüter), aber das Verhältnis zwischen ihnen kann beliebig sein. „Dies führt zu Schwierigkeiten, die besonders im Falle spezifischer Produktionsmittel, wie Maschinen, auftreten. Die Annahme, dass – wenigstens potentiell – eine Maschine nach dem Willen ihres Besitzers unmittelbar in einen Lehnstuhl überführt werden kann, ist in der Tat eine Form des Theoretisierens, die bedenkenlosen Heroismus erfordert“ (Geschichte: 1227). Die bewegenden Kräfte bei Walras sind Gefühle bzw. gefühlter Nutzen, denn in seinem Modell wird etwas einfach deshalb zum Investitionsgut, weil der Käufer es in dieser Absicht gekauft hat. Im Grunde hat Walras dadurch die Marktwirtschaft auf das Schema im linken Bild reduziert. Im Modell von Walras werden Güter nicht hergestellt, sondern nur getauscht, und nach dem Tausch entscheidet der Käufer, ob er eine Maschine oder einen Lehnstuhl gekauft hat. Schumpeter hat es humorvoll ausgedrückt, aber logisch und prinzipiell betrachtet ist dem so. Woher kommt es aber, dass im Modell von Walras Güter dermaßen beliebig untereinander austauschbar sind?

Das wird deutlich, wenn man sich die Funktion des Modells der klassischen Mechanik ansieht. Hier gibt es nur eine Art der Körper (Partikel). Sie alle bestehen aus Massen, und die Massen der Körper unterscheiden sich nur quantitativ. Qualitativ sind sie alle gleich, was im Modell von Walras dazu führt, dass jedes Gut sowohl Konsumgut als auch Produktionsgut sein kann. Folglich ist „die Walrassche Welt ein streng einstufiges Wirtschaftssystem. ... Diese Grundvoraussetzung macht alle weiteren Studien auf dem Gebiet der ‚multilevel‘-Kontrollphänomene unmöglich“ (Kornai: 81). Die Zahl der Massen oder Partikel im partikel-mechanischen Modell kann beliebig groß sein, was folglich auch für die Zahl der Güter im Modell von Walras gilt. Dadurch ist sein Modell mathematisch imposant und pompös geworden. Trotzdem bzw. gerade deswegen ist es ein Beispiel der theoretischen Reduktion der Wirklichkeit ad absurdum. Ob mit oder ohne Absicht, die die Mathematik von Walras Modell dient de facto nur zur Tarnung seiner Unterkomplexität.

Der Absurdität des Modells von Walras wird man sich erst dann richtig bewusst, wenn man bedenkt, was Walras vorhatte damit nachzuweisen. Die Marktwirtschaft ist nämlich sehr schnell in die Krise geraten, als sie sich von den letzten feudalen Beschränkungen befreit hatte und begann, ganz nach ihren eigenen Prinzipien zu funktionieren. Diese Krise hatte niemand erwartet und die dauerte immer weiter an - deshalb die Bezeichnung „säkular“. Die Zweifel wurden immer größer, ob eine Wirtschaft, in der jeder produziert was er will, Güter verkauft wo er will und das zu Preisen, die er sie selbst bestimmt, überhaupt eine stabile Ordnung sein kann. Nun hat Walras ein mathematisches Modell entworfen, laut dem diese Krise gar nicht möglich sein sollte. Im Gegenteil, eine solche Ordnung sollte spontan zu allgemeinen Gleichgewicht streben. Und dem guten und begeisterten Mathematiker Schumpeter ist aufgefallen, dass für die Güter bei Walras stillschweigend keine festen Gebrauchswerte (ihre Anwendungsmöglichkeiten) angenommen werden. Jedes Gut kann sowohl als Konsumgut als auch Produktionsgut benutzt werden. Das heißt, wenn zu viele Produktionsgüter hergestellt werden, kann man den Überschuss konsumieren, und wenn

es zu viele Konsumgüter gibt, kann man den Überschuss investieren. Ob bewusst oder nicht, Walras hat da der Ökonomie etwas untergejubelt bzw. die Ökonomen zum Narren gehalten. Wenn das Modell stimmen würde, wie könnte es dann sein, dass die freie Marktwirtschaft überhaupt jemals Probleme mit dem Gleichgewicht in der Produktion und zwischen Angebot und Nachfrage haben könnte? Geht man dann nur einen ganz kleinen Schritt weiter, kann man das ganze Vorhaben von Walras ins Lächerliche ziehen: Wenn ein Gut zur Produktion oder zum Konsum gut sein kann, je nach Wunsch dies oder das, wozu würde eine Wirtschaft Tausch und schließlich sogar Arbeitsteilung überhaupt brauchen?

Im rechten Bild ist die Struktur der Wirtschaft viel komplexer. Sie ist mehrstufig. Von den Unternehmen im inneren Ring werden Güter wie Rohstoffe, Halberzeugnisse und Maschinen, - also Produktionsgüter - hergestellt. Ein Teil dieser Güter wird den Unternehmen im mittleren Ring geliefert, die mit und aus ihnen Güter für Konsummarkt (äußerer Ring) herstellen. Ein Konsumgut wird aus Gütern hergestellt, die davor in vielen Stufen (innerer Kreis) nacheinander verarbeitet worden sind. Man spricht mit Recht von „langen Produktionswegen“ (Böhm-Bawerk). Diese Wege der Güter (1) haben eine technologisch mehrstufige und verflochtene Struktur, (2) sind immer gerichtet und (3) können sich an bestimmten Stellen (Punkten) ansammeln (akkumulieren). Das letzte Merkmal der Produktion, die Kapitalakkumulation, ist im Bild nicht dargestellt (für ökonomisch Interessierte mehr dazu im Kapitel 3.3). Nebenbei bemerkt, in einem „einstufigen Wirtschaftssystem“ lässt sich die Kapitalakkumulation nicht logisch eindeutig formulieren. Es ist also kein Zufall, dass es der neoklassischen Gleichgewichtstheorie nie gelungen ist, den Produktionsfaktor Kapital in ihr Modell zu integrieren.

Die mehrstufige Struktur der Wirtschaft auf dem Bild rechts lässt sich mit geeigneten mathematischen Mitteln als kreislauftheoretisches Modell erfassen und formulieren. Warum ist dieses Modell an sich komplexer als das partikel-mechanische? In diesem Modell unterscheiden sich die Produktionsgüter oder Kapitalgüter von den Konsumgütern logisch zwangsläufig.

Usw.

Die Kritik der „Theorie des allgemeinen Gleichgewichts“ ist im Kapitel 1.3a näher erörtert. An dieser Stelle ist es angebracht hier das wichtigste kurz zusammenzufassen, nämlich wie das Modell mit empirischen Tatsachen umgeht. Say war zumindest ehrlich und hat zugegeben, die volkswirtschaftlichen Tatsachen hätten sich gegenüber seinem freiheitlichen System „als rebellisch erwiesen“. Es ist ihm aber trotzdem nie in den Sinn gekommen, sein „System“ könnte mangelhaft oder schlicht falsch sein, im Gegenteil. Er hat seine Sturheit stolz und heldenhaft zur Schau getragen. Walras war da in einer viel angenehmeren Position, da sich auf dem Kontinent, mit Kant beginnend, bereits eine metaphysische und spekulative Philosophie und Erkenntnistheorie durchgesetzt hatte. Nach ihr bedeutete „tiefer“ und „wesentlicher“ zu denken, sich dreister und rigoroser gegen die Tatsachen zu stellen (Kant, Fichte, Schelling, Hegel, ...). Im Sinne der „reinen“ Vernunft und „reinen“ Ideen (Kategorien) von Kant, nennt auch Walras seine ökonomische Lehre rein („d'économie politique pure“) um sie von vornherein gegen unangenehme Tatsachen zu immunisieren und erklärte dazu auch noch stolz: „Sehr

wenige von uns sind im Stande, die Mathematischen Grundsätze der Naturphilosophie von Newton oder die Mechanik der Gestirne von Laplace zu lesen; gleichwohl nehmen wir alle, gestützt auf das Urtheil sachverständiger Männer, die Beschreibung für wahr an ... Warum sollte man nicht in gleicher Weise die Beschreibung der Welt der wirtschaftlichen Phänomene, gestützt auf den Grundsatz der freien Konkurrenz, für wahr annehmen?“ (Walras 1881: 93). Zu solchen Schlussfolgerungen würde jedoch kein seriöser Naturwissenschaftler gelangen. Walras, der Ingenieur sein wollte, hätte eigentlich wissen müssen, dass die Naturwissenschaften nicht etwa deshalb hoch geschätzt werden, weil man ihren Autoritäten blind vertraut, sondern weil ihre praktischen Ergebnisse auch jedem Laien ganz offenkundig sind.

Carl Menger (1841–1906), ein weiterer bedeutender Begründer der neoklassischen allgemeinen Gleichgewichtstheorie, hat sich sogar vorgenommen, die Existenz der realen ökonomischen Erscheinungen allein aus der Konsistenz der Theorie, in der diese Erscheinungen abstrakt und a priori erfasst werden, erkenntnistheoretisch streng zu „beweisen“. In der Sache nicht anders als Walras, aber mit erheblichem philosophischem Pathos, stellt er ausdrücklich fest: „Wir haben eine Erscheinung erkannt, wenn das geistige Abbild derselben zu unserem Bewusstsein gelangt ist; wir verstehen dieselbe, wenn wir den Grund ihrer Existenz und ihrer eigentümlichen Beschaffenheit (den Grund ihres Seins und ihres So-Seins) erkannt haben“ (1883: 54). Ein philosophischer Laie, der in die Glaubenslehre der metaphysischen Sekten nicht eingeweiht ist, würde unschuldig und nüchtern fragen: Und was, wenn das geistige Abbild der Realität in unserem Bewusstsein nicht mit der empirischen Realität übereinstimmt? Auch dafür bekommen wir von Menger eine Erklärung, die in der „österreichischen Schule“ weit verbreitet war: Damit müsse man sich einfach abfinden, weil „die Methoden der theoretischen Nationalökonomie und der praktischen Wissenschaften von der Volkswirtschaft nicht die gleichen sein können. ... Man nennt die ersteren gemeiniglich Naturgesetze, die letzteren empirische Gesetze“. Dass es angeblich auch bei den Naturwissenschaften nicht besser mit der Bestimmung und Messung ihrer Größen ist, meint Menger genau zu wissen. „Die Chemie lehrt uns nicht die ‚Realbegriffe‘ bestimmter Gruppen concreter Erscheinungen; ihre Elemente und Verbindungen sind in ihrer vollen Reinheit vielmehr unempirisch ... ja zum Theil sogar künstlich nicht darstellbar. Reines Gold, reiner Wasserstoff und Sauerstoff, und die reinen Verbindungen derselben sind, weder an sich, noch auch in jenem ideal strengen Maße, welches die Gesetze der Chemie voraussetzen, empirisch gegeben“ (Menger 1883: 14, VI, 25, 76). Das ist schon alles und das endgültige Ende seines „Beweises“, der dreist zur Schlussfolgerung hinauswill: Wenn schon die ökonomische Theorie nichts über empirische Wirklichkeit aussagt, dann sollten die naturwissenschaftlichen Theorien dazu auch nicht imstande sein. Skeptizismus und Agnostizismus war schon immer der letzte Fluchtweg des schlauen Philosophen, als ihn nichts anderes vor den Tatsachen retten konnte.

Der bereits erwähnte Begründer der Kybernetik, Wiener, bemerkte zu der sozusagen mathematischen Wende in der „bürgerlichen“ Ökonomie seit Walras:: „Der Erfolg der mathematischen Physik weckte beim Sozialwissenschaftler eine gewisse Eifersucht ... Die Anwendung mathematischer Formeln hatte die Entwicklung der Naturwissenschaften begleitet und war in der Sozialwissenschaft Mode

geworden“ (1965: 120). In den mathematischen Modellen der Naturwissenschaften sind aber alle Größen und Verhältnisse genau definiert und messbar, die Sozialwissenschaften haben sich einfach eingebildet, dass sich alles, was ihre Phantasie zu einem Begriff machen kann, auch zu einer wissenschaftlich tauglichen Größe machen lässt. „Es ist aber weder nützlich noch ehrlich, den Anschein zu erwecken, daß solche, im wesentlichen vage Größen exakte Werte seien, und jeder Anspruch, präzise Formeln auf diese dürftig definierten Größen anzuwenden, ist ein Betrug und eine Zeitverschwendung.“ Die neoliberalen Wirtschaftswissenschaftler bilden sich sogar ein, indem sie „ihre ziemlich unpräzisen Ideen in die Sprache der Infinitesimalrechnung hüllen“, das Niveau der Naturwissenschaften erreicht zu haben. Anstatt Wissenschaft zu betreiben ähneln sie dabei eher „primitiven Völkern, die westlichen Gepflogenheiten denationalisierter Kleidung und des Parlamentarismus übernehmen, aus einem unklaren Gefühl heraus, daß diese magischen Riten und Bekleidungen sie auf die Höhe moderner Kultur und Technik erheben werden“ (1965: 122).

Es ist einleuchtend, wie schwierig es damals gewesen sein muss, an der Nützlichkeit des partikel-mechanischen Modells in der Wirtschaftswissenschaft zu zweifeln, als die klassische Mechanik gerade wegen dieses Modells als „Königin der Wissenschaften“ betrachtet wurde. Die Physiker und die anderen Naturwissenschaftler sind sich aber schon längst darin einig, dass „es keine einzige Wissenschaft gibt, die exakt mit dem strengen Newtonschen Modell übereinstimmt“ (Wiener 1963a: 70). Es ist in der Tat skurril, dass ein Modell aus der Zeit der Postkutsche und der Dampflok bis heute in den Köpfen der Wirtschaftswissenschaftler herumgeistert. Es sollte längst als verstaubtes Exponat in den historischen Museen stehen, in der Abteilung für längst überholte menschliche Einfälle. Dass dem nicht so ist, hat aber wenig mit menschlicher Dummheit zu tun, sondern vor allem mit Ideologie und einer fast unglaublichen Korruptierbarkeit der Wirtschaftswissenschaftler - dazu mehr im nächsten Kapitel. Somit ist einer der größten Irrtümer und Dummheiten der westlichen Zivilisation zu ihrem vielleicht erfolgreichsten ideologischen Blendwerk geworden.

10.2c Der Wandel ganzer Weltbilder durch steigende Komplexität des Denkens (Paradigmenwechsel)

Schon aus den Hauptzügen der oben vorgestellten kreislauftheoretischen Analyse geht hervor, dass sie keine Nachbesserung oder Vervollständigung des neoliberalen Modells ist. Sie ist nichts weniger als ein echter Paradigmenwechsel in der Theorie der Marktwirtschaft. Man erkennt es daran, dass sich im kreislauftheoretischen Modell neue Objekte und Relationen logisch streng formulieren lassen, die es ermöglichen, neue Tatsachen wahrzunehmen. Die Möglichkeit den Nachfragemangel analytisch zu formulieren ist mit dem kreislauftheoretischen Modell der Marktwirtschaft nur möglich, weil es komplexer als das partikel-mechanische ist. Wie Kuhn feststellt hat, ist neuen Paradigmen auch und insbesondere eigen, dass sie ein ganz neues Weltbild ergeben, „wo vertraute Gegenstände in einem neuen Licht erscheinen und auch unbekanntes sich hinzustellen“ (1969: 123). Schließlich erscheinen in der kreislauftheoretischen Betrachtung mehrere wichtige Funktionen der Marktwirtschaft in einem in einem neuen Licht, wie etwa Wachstum und Preisniveau, und auch davor unbekanntes Erscheinungen kommen hinzu, wie periodische Krisen. Mit diesen Unterschieden, die jetzt kurz

dargestellt werden, lässt sich auch gut veranschaulichen, wie die Komplexität der Erklärung in einem neuen Paradigma steigt. Um es richtig zu verstehen, sind gewisse wirtschaftstheoretische Vorkenntnisse nötig. Wer sich diesbezüglich unsicher ist, sollte zum nächsten Untertitel springen, wo die Steigerung der Komplexität einfacher dargestellt und veranschaulicht wird.

- Im neoliberalen partikel-mechanischen Modell hängen Aktivitäten der freien Marktwirtschaft wie etwa Wachstum und Beschäftigung alleine von den Produktionskosten (Löhne, Zins, Renten, Steuern,...) ab. Wachstum und Investitionen werden vor allem durch den flexiblen Zins bestimmt. Der Zins sorgt dafür, dass in einer Wirtschaft genauso viel *investiert* (I') wird, wie verschiedene private Akteure bereit sind zu *sparen* (S'). Also sorgt der Zins dafür, dass sich diese Größen (spontan) angleichen, wobei unwichtig ist auf welchem Niveau. Diese bekannte und (makroökonomisch) wichtige Formel ist links dargestellt. Der Strich an den Buchstaben bedeutet - wie es in der Mathematik sonst üblich ist -, dass es sich um zusätzliche Werte (Differenzen) handelt. Ein jedes Unternehmen hat nämlich während einer Reproduktionsperiode auch Kapitalgüter (Produktionsgüter) verbraucht, die es sich für die nächste Reproduktionsperiode aus den Abschreibungen dafür besorgen kann. Nur wenn es mehr als das (Differenz) gekauft hat, hat das Unternehmen wirklich investiert (I').

$$I' = S'$$

$$Y_K' = I' = S'$$

Im kreislauftheoretischen Modell gehört die Gleichung links nur zu den notwendigen, aber nicht zu den hinreichenden Bedingungen des allgemeinen (mikroökonomischen) Gleichgewichts. Man kann es so ausdrücken wie Keynes, dass nämlich „Ersparnis und Investition die Bestimmten des Systems und nicht die Bestimmenden sind“ (Allgemeine: 154). Man kann folglich sagen, dass die neoliberale Analyse nicht ganz falsch ist, sondern nur unvollständig. Dies ist ein allgemein übliches Verhältnis zwischen dem neuen und alten Paradigma. Die Formel rechts, die eine kreislauftheoretisch erweiterte Formel (links) darstellt, habe ich als *allgemeine Gleichung des Sparens* bezeichnet. Mit Y_K ist der Gesamtwert aller in der betrachteten Reproduktionsperiode hergestellten Produktionsgüter in nominalen Preisen bezeichnet. Wie man zu dieser Gleichung kommt, ist in einem numerischen Beispiel im Kapitel 3.2 veranschaulicht und im Kapitel 12 auf mathematische Weise - „analytisch streng“, wie man es zu sagen pflegt - erklärt und bewiesen.

Man kann schon ahnen, dass das Wachstum im komplexeren kreislauftheoretischen Paradigma anders als im neoliberalen verläuft. Nachdem die freie Wirtschaft für eine gewisse Zeit wächst, kommt es zum Nachfragemangel (Γ) und sie stürzt ab. Sie kann also ihr erreichtes Niveau nicht halten. Das kreislauftheoretische Modell kann damit problemlos auch die periodischen Zusammenbrüche der Marktwirtschaft erklären, die in der neoliberalen Theorie nicht vorkommen. Die Funktionsweise (das „Weltbild“) im Kreislauftheoretischen Modell lässt sich mit Fahrrad als Metapher verdeutlichen. Solange man in die Pedale tritt, kann man stabil fahren, hört man damit auf, wird man zunächst langsamer, aber man bleibt nicht irgendwann einfach stehen, sondern fällt irgendwann plötzlich um. Das ist die wahre Tragödie der „freien“ Marktwirtschaft.

- Wegen ihrer niedrigen Komplexität ist es der neoliberalen Theorie auch nie gelungen, das Preisniveau zu erklären. Auch hier wollen wir die Problematik nicht vertiefen, sondern nur anschaulich machen. Es geht um die sogenannte *Quantitätstheorie des Geldes*. ... Es hat sich aber gezeigt, dass diese Erklärung zu einfach ist und sie nicht den Tatsachen entspricht. Deshalb wurde die Formel um die so genannte Umlaufgeschwindigkeit des Geldes (V) ergänzt, wie links prinzipiell dargestellt.

$$P = f(M, Y, V)$$

$$P = f(M, Y, V, \Gamma)$$

Aber das hat der Theorie nicht weitergeholfen. Die Tatsachen wollten einfach nicht das tun, was die Theorie sagt. Es begann ein Wettbewerb, wer eine bessere Definition für die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes (V) findet. Auch Milton Friedman (1912-2006) hat sich dazu etwas ausgedacht und sogar den „Nobelpreis“ für Wirtschaftswissenschaft dafür bekommen. In der Praxis hat sich aber auch seine Definition sehr bald als völlig unbrauchbar erwiesen. Aus dem Kreislaufmodell geht hervor, dass die Formel nur für eine Wirtschaft im Gleichgewicht gilt, ansonsten müsste man sie mit der Nachfragerücke (Γ , gap) vervollständigen.

- Die Dynamik des Wachstums ist im Kapitel 4.3a näher erörtert. Es wird gezeigt, wie ein ökonomischer Zyklus in vier Phasen nacheinander abläuft: Erholung, Hochkonjunktur, Abschwung, Depression. In der Praxis hat sich dieser Ablauf immer wieder bestätigt. Im kreislauftheoretischen Modell lässt sich zeigen, wie jede dieser Phasen analytisch notwendig aus der vorherigen hervorgeht. Wenn die wirtschaftliche Aktivität wächst, ist die Größe Y_K' positiv, ist sie negativ, dann stürzt die Wirtschaft ab. Während der Depression herrscht ein (makroökonomischer) Nachfragemangel. Das Schlimme daran ist, dass eine freie Marktwirtschaft diesen durch ihre eigenen inneren Kräfte nicht kompensieren kann. Der „freien“ Marktwirtschaft ist es prinzipiell unmöglich, einen neuen Entwicklungszyklus zu beginnen - die Größe Y_K' positiv zu machen. Die Folge davon ist, dass die Marktwirtschaft erst so spät in der Geschichte und nur unter ganz besonderen Umständen entstehen konnte und dass Krieg zum bewährten Weg der Überwindung der ökonomischen Krisen des real existierenden Kapitalismus geworden und geblieben ist. Beides wird noch unten genauer erörtert.

10.2d Ein skurriler (philosophischer) Versuch, die Komplexität des partikel-mechanischen Modells zu reduzieren

Da uns die erkenntnistheoretischen Fragen insbesondere interessieren, kann es vor dem Hintergrund des partikel-mechanischen Modells interessant sein darüber nachzudenken, ob es möglich ist, dieses Modell weiter zu reduzieren. Aber nicht so billig und plump wie Kant, nämlich aus diesem Modell gewisse Größen zu extrahieren, um diese Extrakte dann - ein wenig umbenannt - zu ewigen Ideen (Kategorien) der (reinen) Vernunft und zur „Wissenschaft der Wissenschaften“ zu erklären. Es ist dem antiken Philosophen Parmenides (520/515 - 460/455 v. Chr.) gelungen zu zeigen, wie sich die logische Komplexität des partikel-mechanischen Modells so reduzieren lässt, dass der sozusagen Rest von ihm immer noch eine systemische Denkweise bleibt. Damals war das partikel-mechanische Modell natürlich unbekannt, im echten Sinne des Wortes konnte es Parmenides auch nicht reduzieren. Was er im Endergebnis vorgelegt hat, lässt

sich trotzdem als die Reduktion der Komplexität dieses Modells der klassischen Mechanik verstehen.

Parmenides ging es darum zu zeigen, wie die Erkenntnisse aus den Tatsachen gar nichts taugen. Platon hat dies später mit seinem berühmt gewordenen Höhlengleichnis veranschaulicht, Parmenides meinte, man sollte es innerhalb eines systemischen Denkens logisch nachweisen. Seinem bekanntesten Schüler Zenon sind Beispiele dazu eingefallen, die danach für große anhaltende Unruhe in dem ganzen Fach Philosophie gesorgt haben. Das bekannteste dieser Beispiele, auch als Paradoxon bekannt, ist das von Achilles und der Schildkröte. Achilles und eine Schildkröte machen einen Wettlauf. Die Schildkröte bekommt einen Vorsprung. Um die Schildkröte einzuholen, muss Achilles zuerst einmal diesen Vorsprung einholen. Zu diesem Zeitpunkt hat die Schildkröte, auch wenn ganz langsam laufend, wieder einen Vorsprung, den Achilles erst einmal überwinden muss, um die Schildkröte einzuholen. Alles wiederholt sich auf die gleiche Weise. Achilles muss wieder einmal den Vorsprung der Schildkröte einholen usw. Daraus folgt, dass Achilles die Schildkröte nie einholen würde. Das wäre schließlich der logisch strenge Beweis für die Auffassung von Parmenides, dass die Bewegung der Dinge im Raum nur eine sinnliche Täuschung wäre, dass das Sein „unentstanden“, „unteilbar“, „unörtlich“, „unvergänglich“, „unveränderlich“ und „unzeitlich“ sein müsste. Das Merkmal „unzeitlich“ ist eigentlich die Spur, die den „Beweis“ von Parmenides bzw. Zenon als eine billige und plumpe Spitzfindigkeit enthüllt.

Da es in dem Paradoxon von Zenon keine Verstöße gegen die Logik gibt, können wir schon ahnen, dass seine Schlussfolgerung an der Wahl des logischen Systems liegt. Das dem Paradoxon zugrunde liegende Denksystem war nicht geeignet, die behandelte Problematik ausführlich genug zu erfassen, da seine Komplexität zu niedrig war. Die Zeit war in ihm nämlich durch eine räumliche Reihenfolge nur vorgetäuscht, aber nicht wirklich (quantitativ) berücksichtigt. Berücksichtigt man die Zeit beim Wettlauf von Achilles und der Schildkröte richtig, dann ändert sich das Bild gänzlich: Die Schildkröte bekommt einen Vorsprung l . Um die Schildkröte einzuholen, muss Achilles zuerst einmal diesen Vorsprung einholen. Dazu braucht er die Zeit t . Der neue Vorsprung der langsameren Schildkröte ist kleiner als l , so dass Achilles sie im nächsten Zeitabschnitt ($2t$) nicht nur einholen, sondern zwingend überholen wird. Der Zauber ist auf einmal verpufft – so wie wenn man einen Trick des Magiers im Zirkus durchschaut. Deshalb konnte auch Zenon keine *Philosophiae Naturalis* bieten, die als (axiomatische) Grundlage für eine Wissenschaft geeignet wäre, das vermochte erst die von Newton.

Es ist eine alte Gewohnheit der Philosophen, etwas zu trivialisieren und damit zugleich zwei Irrwege einzuschlagen: *Einerseits* werden wirkliche Probleme versteckt und nicht mehr als Probleme betrachtet, *andererseits* werden Scheinprobleme (aberwitzige Fragen) herbeigezaubert, die unmöglich zu lösen (beantworten) sind, welche dann der Philosoph doch löst, indem ihm eine dubiose Spitzfindigkeit einfällt, wie eben die von Zenon. Nebenbei bemerkt, auch Popper hat in dem Unfug von Zenon einen unumstößlichen Beweis dafür erblickt, wie unser Wissen unzuverlässig ist, was ihn dermaßen begeistert hat, dass er Parmenides zu „einem der radikalsten Rationalisten, die jemals eine Erkenntnistheorie hervorbrachten“, erhob und auch für den „größten unter allen Philosophen“ erklärte. Damit es noch absurder wird, Philosophen haben Popper für

einen großen Kenner der Naturwissenschaften gehalten. Wie konnte da einem solchen entgehen zu merken, dass Parmenides eine Bewegung von Körpern darstellt, die einem unvollständigen Modell der klassischen Mechanik entsprach, in dem der Faktor Zeit nicht berücksichtigt ist? Es handelte sich hier also eben nicht um ein echtes Paradox, sondern um eine Simplifizierung eines Problems *ad absurdum*, oder weniger freundlich ausgedrückt, um einen gemeinen Tricks für naive Philosophen.

10.2e Die Entstehung des Kapitalismus erklärt im Rahmen eines komplexeren Modells mit Nachfragemangel

Die „ursprüngliche Kapitalakkumulation“ (Marx) und der „protestantische Geist“ (Weber) sind die einzigen Erklärungen des Entstehens des Kapitalismus, die noch einige Anhänger haben, aber nicht viele, da sie nicht überzeugend sind. Mit der Entdeckung der neuen Kontinente lässt sich das Entstehen des Kapitalismus viel besser und analytisch strenger erklären, nämlich durch die erhöhte Nachfrage, die der Raub dieser Kontinente den Ländern entlang der atlantischen Küste eine längere Zeit brachte. Diese Nachfrage konnte nämlich den *Nachfragemangel* kompensieren bzw. überkompensieren, den die freie Marktwirtschaft spontan produziert und sie zum Zusammenbruch führt. Fangen wir mit dem Gold an, das in der vormodernen Zeit die wichtigste Form des Geldes und der Nachfrage war.

Die Menge des Goldes in der alten Welt war immer klein und nicht wesentlich gewachsen, so dass die Imperien die Tributzahlungen von ihren Vasallen direkt oder indirekt in Naturalien erhalten haben. Die neuen Kontinente hatten keine Bevölkerung, die Tribut zahlen konnte, aber viel Gold und andere Edelmetalle, die von den Kolonialmächten geraubt werden konnten. Gold als Geld ist schon eine Nachfrage *an sich*, es vergrößert die Nachfrage einer Wirtschaft *direkt* (exogen), aber auch *indirekt* (endogen), wie es die kreislauftheoretische Analyse zeigt, nämlich durch Preissteigerung bei industriellen Gütern (Kapitel 4.1), aber zugleich auch über ihre immer größere Produktion. Die Nachfrage nach diesen Gütern haben zwei Ursachen vergrößert: (1) Solche Güter brauchte man immer mehr in den Kolonien, um die natürlichen Ressourcen auszubeuten, und (2) durch sie hat man steigende Löhne kompensiert, was die Folge der Auswanderung war. Mathematisch genau gesprochen, dies alles hat die Größe Y_K' vergrößert, was Sparen (S') und Investitionen (I') auf einem beachtlichem Niveau ermöglichte. Die Sparsamkeit war damit aber nicht die Ursache (Weber), sondern die Folge der neuen Umstände, wie es sie in der früheren Geschichte nie gab.

Schließlich war auch die Kapitalakkumulation (Marx) nicht die Ursache, sondern die Folge der neuen Umstände, indirekt der steigenden Nachfrage, direkt der Lohnsteigerung. Gerade die Verteuerung der Arbeit hat dazu geführt, dass sich die Anwendung der Maschinen für die Produktion ausgezahlt hat. Zum ersten Mal in der ganzen menschlichen Geschichte hat es sich buchhalterisch gelohnt, die Arbeit durch Kapital zu ersetzen. Für diesen Zusammenhang spricht die den Historikern gut bekannte Tatsache, dass es nicht die Erste industrielle Revolution war, die (einfache) mechanische Maschinen oder besser gesagt Mechanismen erfunden hat. Man hat mit solchen schon lange Zeit vorher verschiedene Effekte an den Höfen der Könige und Reichen erzeugt, damit sich diese nicht langweilten. Für die Produktion haben sich

Maschinen damals einfach nicht gelohnt, da die menschliche Arbeit billig wie Dreck war. Dazu brauchte man am Beginn der Ersten industriellen Revolution keine Theorien, das haben einfachste Kalkulationen der Unternehmer ergeben. Diese Problematik behandelt analytisch streng die Theorie über die *Wiederkehr der Techniken* – auf Englisch *Reswitching* (Kapitel 4.2). Mathematisch lässt sich nämlich genau nachweisen, dass bei der Lohnsenkung die freie Wirtschaft unter alternativen Techniken nicht unbedingt jene auswählt und betrieblich anwendet, die makroökonomisch betrachtet der Wirtschaft (in Toto) Arbeit maximal spart. Schließlich konnte es nicht anders sein, als dass die Arbeitsproduktivität nach der neoliberalen Konterrevolution sinken musste. Die Innovationen führen seitdem *einerseits* zur Rückentwicklung der Produktion und *andererseits* zu neuen Produkten des Konsums. Schließlich fällt es dem westlichen Bürger immer schwerer, grundlegende - körperliche und psychische - Bedürfnisse zu befriedigen, er wird aber überflutet mit billigen Waren, die zur *kulturelleren Regression und geistigen Degeneration* der Menschen führen.

Die Erste Industrielle Revolution war keine Folge der Naturwissenschaften - die standen damals nur an ihrem Anfang. Sie beruhte auf dem technischen Wissen aus den vormodernen Jahrhunderten und Jahrtausenden. Dieses Wissen ging nicht weiter, als gerade mal zum Ersatz der menschlichen und tierischen Arbeit durch sehr einfache Maschinen oder besser gesagt Werkzeuge. Lassen wir dazu die Historiker zu Wort kommen, die das gut erforscht haben. „Man muß nur einmal mit den Augen eines Industriearchäologen durch England wandern, um zu bemerken, daß bis lange nach 1800 neue Anlagen fast in jeder Industrie üblicherweise Wasser statt Dampf zum Betrieb ihrer Maschinen verwendeten. Der erste Abschnitt der Industriellen Revolution verließ sich weitgehend auf mittelalterliche Energiequellen“ (Cipolla: Bd. 3. 121). Das betrifft noch mehr die anderen damaligen Innovationen, die allesamt fast ausschließlich der Baumwollindustrie dienten. Es lässt sich verallgemeinernd sagen, dass die „Anfänge der Industriellen Revolution – annähernd bis 1800 – hauptsächlich im Gebrauch mittelalterlicher Verfahren bestanden, die man bis an ihre Grenzen trieb“ (ebd.: 121). Es waren dementsprechend sehr einfache Innovationen „die keine besondere Eignung oder Ausbildung voraussetzten. Jeder intelligente Mensch konnte sie machen, der genügend Begeisterung und genügend Vorstellungsvermögen für kommerzielle Chancen hatte. Ein bloßes genügend starkes ‚Wollen‘ war eigentlich alles, was dazu nötig war“ (ebd.: 124). Neu an der (ersten) Industriellen Revolution war die Größenordnung der Veränderung, nicht deren qualitativer Gehalt oder radikaler Bruch mit der Vergangenheit. „Das Zeitalter, dem die großen Gelehrten Kopernikus, Galilei und Newton angehörten, wurde in technischer Hinsicht nicht durch die Leistungen der Gelehrten geprägt, sondern war das Werk von Praktikern“ (ebd.: Bd. 2. 165). Die populären Erklärungen, wie etwa die mit der Entdeckung der Dampfmaschine, liegen da auch schief. Als Smith im Jahre 1776, - nach elf Jahren Arbeit - sein epochales Buch *Der Wohlstand der Nationen* veröffentlichte, war James Watt gerade so weit, den Prototyp der ersten industriell anwendbaren Dampfmaschine der Öffentlichkeit vorzustellen. Das Walzverfahren in der Eisenindustrie (1780), der mechanische Webstuhl (1785) und vieles mehr sind erst danach erfunden worden.

Smith hat also völlig richtig beobachtet, was in seiner Zeit der Morgenröte der Industrialisierung und des Kapitalismus in der Produktion vorging. Er hat das in seinem

Werk mit dem Beispiel einer Stecknadel Fabrik verdeutlicht, das vielleicht das bekannteste seines berühmten Buches ist. Ein ungelernter Arbeiter könne alleine vielleicht 20 Nadeln an einem Tag anfertigen. Wenn der Herstellungsprozess jedoch in seine einzelnen Arbeitsschritte aufgeteilt werde und sich der einzelne Arbeiter auf das Ausziehen, Begradigen oder Zuschneiden des Drahtes, das Schleifen der Nadelspitze, das Anfertigen des Stecknadelkopfes, das Bleichen oder das Verpacken der fertigen Nadeln spezialisiere, könnten zehn Personen schon mit einfachen mechanischen Einrichtungen an einem einzigen Tag 48.000 Nadeln fertigen. Nichts ist für Smith so wichtig für die Vermehrung des Wohlstandes, als ein hoher Grad der Arbeitsteilung. Was Smith dabei doch übersehen hat, war die Lohnsteigerung. Die Arbeitsteilung selbst ist jedoch seit langer Zeit bekannt, schon Platon hat ihre Bedeutung klar gesehen und nicht nur innerhalb der beschränkten Wirtschaftsräume. Man denke etwa an die Seidenstraße, die bereits in der Antike als dichtes Netz die alten Zivilisationen sozusagen „globalisierte“. Zur Industrialisierung und Kapitalakkumulation hat das nicht geführt, weil die niedrigen Löhne nicht zugelassen hätten. Die neoliberale Theorie konnte erst recht nicht die Bedeutung von höheren Löhnen für die Produktivitätssteigerung sehen und zugeben, da sie nichts anderes war als nur eine Ideologie der Reichen mit dem einzigen Ziel, die Löhne zu senken und die Reichen reicher zu machen.

Es ist angebracht, auch noch etwas zur Marxschen Erklärung des Beginns des Kapitalismus bzw. der Industrialisierung durch die „ursprüngliche Kapitalakkumulation“ zu sagen, die auf niedrigen Löhnen beruht und damit mit der neoliberalen sehr kompatibel ist. Die Amerikaner konnten zwar die Indianer ausrotten, aber ihnen kein Kapital rauben, was ihre rasante Industrialisierung erklären würde. Kapital lässt sich akkumulieren, lateinisch für *anhäufen*, wenn es schon existiert, also davor produziert wurde, und warum es produziert wurde, lässt sich nicht mit niedrigen Löhnen erklären, da sie schon Jahrtausende lang zuvor niedrig waren. In der neoliberalen Wachstumstheorie wird das Kapital nicht durch Ausbeutung der Arbeiter gebildet („akkumuliert“), dort beutet sich der Sparer angeblich selbst aus, indem er auf Konsum verzichtet. Auch hier bleibt völlig unerklärt, warum so etwas nicht schon seit mehreren Jahrtausenden geschehen ist und die Industrialisierung begonnen hat.

Indem jetzt äußere Umstände für die Entstehung des Kapitalismus erörtert werden und ihre Wichtigkeit hervorgehoben wird, ist nicht gesagt, dass der Verlauf der Geschichte und der Zivilisation eine bloße Folge der glücklichen Umstände gewesen wäre. Zum Beispiel sind größte Mengen von Gold und Edelmetallen eine lange Zeit nach Spanien geflossen, aber es haben sich trotzdem keine Ansätze für die Entstehung des Kapitalismus gezeigt. Der Bodenaristokratie ist es gelungen, die alte feudale Ordnung zu erhalten, und der katholischen Kirche, die geistige Vorstellung von jeglicher Art von Veränderung zu verhindern. In England dagegen hat der menschliche Geist seine Sternstunden erlebt, zu deren Ergebnissen die Entstehung der modernen Wissenschaften gehörte, auch der ökonomischen, damals Politische Ökonomie genannt. Neue Gedanken haben neue Sichtweisen und Einstellungen in der Gesellschaft erzeugt, auch die über die freie Konkurrenz, mit der sich der Wohlstand am besten steigern lässt. Der Mensch ist also nicht ein passives Objekt der Verhältnisse, sondern er kann diese durch seine Gedanken bzw. Theorien selbst ändern. Sind diese Gedanken bzw. Theorien in Bezug

auf aktuelle gesellschaftliche und ökonomische Verhältnisse richtig, können sie sogar den Gang der Geschichte verändern.

10.2f Kriege und Revolutionen als zwangsläufige Folgen des Nachfragemangels der freien Marktwirtschaft

Wegen der Größe der neu entdeckten Kontinente war es Jahrhunderte lang möglich, sie auf eine brutal-banditenhafte Weise zu berauben und sie als externe Absatzmärkte zu nutzen. Aber irgendwann war alles geraubt, was sozusagen auf der Oberfläche lag, und die Territorien wurden bevölkert, die dann als Kolonien zwischen den kapitalistisch gewordenen Kolonialländern aufgeteilt waren. Das hat ökonomisch viel geändert. Die Kolonien sind zu *Binnenmärkten* der einzelnen kapitalistischen Wirtschaften geworden und haben damit ihre frühere Funktion als externe Absatzmärkte verloren. Bei ökonomischen Krisen hatte man zwar die Möglichkeit, alle negativen Folgen der Krise auf die Bevölkerung der Kolonien zu überwälzen, um die eigene von sozialen Unruhen abzuhalten, aber ein existenzielles Problem der freien Marktwirtschaft lässt sich dadurch nicht beseitigen. Die freie Marktwirtschaft ist durch eigene Kräfte nicht fähig, eine Krise zu beenden und einen neuen Aufschwung anzustoßen. In der kreislauftheoretischen Analyse wird dieses Problem durch Nachfragemangel erklärt, während in der Politischen Ökonomie nach dem neoliberalen Modell dieses Problem gar nicht entstehen kann. Und wenn sich innerhalb einer Theorie ein Problem nicht einmal analytisch streng formulieren lässt, kann die Theorie auch keine Vorschläge für seine Lösung anbieten. Theoretiker bzw. Akademiker haben bekanntlich das Privileg, die von ihnen unlösbaren Probleme zu Paradoxien und außergewöhnlichen Ereignissen zu erklären und bequem immer weiter „schwarze Schwäne zu jagen“, also darüber „wissenschaftliche“ Aufsätze zu schreiben und damit ihre Karrieren zu fördern. Praktiker sind aber in einer ganz anderen Position.

Jede Krise der freien Marktwirtschaft treibt immer sehr viele Menschen in Not und Verzweiflung, die dann - angespornt durch ihren Instinkt der Selbsterhaltung - zu rebellieren beginnen. Nebenbei bemerkt, schon Platon hat solche Situationen als die (einzige) Ursache des Untergangs eines Staates betrachtet. Um das zu verhindern, müssen Praktiker etwas tun, aber ohne theoretische Unterstützung können ihnen üblicherweise nur grobschlächtige Lösungen einfallen. Die typischste praktische Lösung der Praktiker, die eigene Wirtschaft aus der Krise zu reiten, ist bis heute die, durch Kriege die Absatzmärkte und Kolonien der anderen zu berauben. England war da am erfolgreichsten, weshalb man sich nicht zu wundern braucht, dass über dem British Empire die Sonne nie untergegangen ist. Der Krieg war zuerst der Vater des Kapitalismus und später sein Schicksal. Deshalb ist es alles andere als zufällig, dass die USA als das erfolgreichste kapitalistische Land „nur gerade mal 16 Jahre von ihren 242 Jahren als Nation ohne Krieg verbracht hat“ (Ganser: 25). Obwohl sie nie von einem äußeren gefährlichen Feind bedroht waren, machen ihre Militärausgaben 40% der Ausgaben der ganzen Welt für militärische Zwecke aus, und in mehr als der Hälfte aller Staaten der Welt haben sie ihre militärischen Basen. Dass dies nicht einfach nur zur Abschreckung diene, bezeugen ihre 16 Millionen Kriegsveteranen, die zu solchen kaum im Fall ihres ausschließlichen Einsatzes im eigenen Lande geworden wären. Der 39. Präsident der USA, Jimmy Carter, hat seine eigene Nation als die kriegerrischste in

der Geschichte der Welt bezeichnet. Erinnern wir uns daran, dass es der amerikanischen Regierung „den Preis wert war“ (Madeline Albright), eine halbe Million irakischer Kinder sterben zu lassen, um weiterhin die irakischen Ölfelder ausrauben zu können. Heute will man den Stellvertreterkrieg gegen die „bösen Russen“ in der Ukraine „bis zum letzten Ukrainer“ führen (Senator Lindsey Graham), um den Ukrainern Tschernosem zu rauben.

Angesicht dieser und zahlreicher weiteren Tatsachen ist es unvorstellbar, dass die Superreichen in den klassisch kapitalistischen Ländern dies alles zufällig machen und schon gar nicht unbewusst. Es handelt sich um eine erbliche Klasse, die größtenteils noch aus dem feudalen Adel stammt, die man sehr trefflich als *Oligarchenkaste* bezeichnen kann - die heute populäre Bezeichnung „tiefer Staat“ ist zu abstrakt und zu geheimnisvoll. Rein menschlich betrachtet ist es selbstverständlich und kann gar nicht anders sein, dass die ältere Generation dieser Oligarchenkaste die jüngere in „schmutzige Geheimnisse“ ihrer Herrschaft einweiht. Dazu gehört, dass der real existierende Kapitalismus eine Ordnung ist, die periodisch zusammenbricht, und wenn man dann das Volk nicht in einen Krieg schickt, das Volk gegen sie rebellieren würde. Natürlich darf das Volk diese Strategie der Herrschenden nicht erfahren, und dazu dienen verschiedene mediale Meinungsmacher, professorale „Experten“, Politiker, sowie ein ganzes Arsenal von Nichtregierungsorganisationen und Stiftungen, die sich bei dieser Oligarchenkaste geistig prostituieren. Zu ihrer Aufgabe gehört es, die Wahrheit über die kapitalistischen Kriege dieses Herrschaftssystems als „Verschwörung“ zu denunzieren und lächerlich zu machen. Es ist dabei an sich jedoch nichts „verschwörerisch“. Die westliche Oligarchenkaste hat nämlich eigene Interessen und versucht sie mit allen Mitteln zu realisieren, nicht anders als etwa die Gewerkschaften oder die Bauern. Wenn Machteliten Strategien entwerfen, um ihre Ordnung auf Kosten der Gesellschaft zu retten, ähnelt das einer „Verschwörung“ nur insoweit, als diese Menschen beliebig viel Geld und Zeit haben, sich zu treffen wo sie niemand sieht und hört. So wie man es von den Mafiabossen kennt, wo wir auch nicht von „Verschwörung“ sprechen.

Wenn man die Dinge so offen ausspricht, ist es vielleicht nicht überflüssig, etwas hervorzuheben. Das alles spricht nicht für eine besondere Bosheit der Reichen im Kapitalismus. Es war schon immer so, dass die herrschenden Klassen innere Probleme durch expansionistische Kriege zu lösen versucht haben, die im Kapitalismus tatsächlich herrschende Oligarchenkaste unterscheidet sich von den früheren nur in einer Hinsicht ganz deutlich: Früher sind fatale Lagen hauptsächlich durch Dürren, Überschwemmungen, Erdbeben, Epidemien und Überbevölkerung - sowie Inkompetenz und Degeneration der Herrschenden - entstanden, im real existierenden Kapitalismus kommt dazu noch als wichtige Ursache die innere Instabilität der ökonomischen Ordnung, also die periodischen Krisen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann sich im kapitalistischen Westen wieder einmal etwas zu ändern. Die Entwicklung des Kapitalismus hat sich nicht auf die Länder entlang der atlantischen Küste beschränkt, sondern auch andere sind kapitalistisch geworden. Es waren solche, die davor nicht Jahrhunderte lang die neue Welt beraubt hatten. Deutschland ist das beste Beispiel dafür. Dort haben sich bekanntlich Landadel und Kriegerkaste explizit als Aufgabe und Ziel gesetzt, das Land

zu industrialisieren, und das ist außerordentlich gut gelungen. Durch die preußischen Reformen (nach ihren Hauptinitiatoren auch „Stein-Hardenbergsche Reformen“ genannt) sollte sich Preußen aufbauend auf „das dreifache Primat der Waffen, der Wissenschaft und der Verfassung“ modernisieren, um im Kreis der schon entwickelten kapitalistischen Länder seinen „Platz an der Sonne“ zu erhalten. Dank der Reformen im Bildungswesen, die hauptsächlich von Wilhelm von Humboldt entworfen wurden, sind die Deutschen zum ersten allgemein gebildeten Volk in der Menschheitsgeschichte geworden. Eine große Mehrheit der bedeutenden Namen in den Naturwissenschaften waren damals deutsch. Es konnte nicht verwundern, dass die Zweite Industrielle Revolution hauptsächlich in Deutschland stattgefunden hat. Ob ein durch den Staat organisiertes Schulsystem gegen Liberalismus verstößt, lässt sich diskutieren, aber für vieles andere, was damals zu der deutschen Wirtschaftspolitik gehörte, desto mehr. Erwähnen wir dazu nur, dass der deutsche Staat den Prozess der Industrialisierung aktiv gefordert und gefördert hat, sie protektionistisch geschützt und die negativen Auswirkungen einer völlig freien Konkurrenzwirtschaft juristisch verhindert hat. Und auch entgegen der Auffassung der reinen liberalen Lehre war diese Entwicklung sozial begleitet. Es war ein adliger Konservativer, Bismarck, der in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Deutschland die Renten- und Krankenversicherung einführte. „Der Glaube an die Harmonie der Interessen“, sagte er damals, „hat in der Geschichte bankrott gemacht. Gewiss kann der einzelne viel Gutes tun, aber die soziale Frage lösen kann nur der Staat“. Einen radikaleren und dreisteren Verstoß gegen das Prinzip des puren *laissez-faire* kann man sich kaum vorstellen.

Nebenbei bemerkt, es waren Maßnahmen, die nach der kreislauftheoretischen Analyse spontan die Nachfrage steigern, und haben gerade dadurch das erste deutsche Wirtschaftswunder ermöglicht. Wichtig hervorzuheben ist, dass damals Deutschland einen starken empirischen Nachweis dafür geliefert hat, dass die Marktwirtschaft erfolgreich und zugleich auch sozial sein kann, aber eine völlig *freie* Marktwirtschaft kann sie dann *nicht* sein. Man sollte nun meinen, Deutschland hätte seinen Sonderweg zum Kapitalismus immer weiter verfolgt, aber das Gegenteil war der Fall. Obwohl er so erfolgreich war, wurde er, als die deutsche Wirtschaft die Wirtschaften der älteren kapitalistischen westlichen Nachbarn eingeholt oder gar überholt hatte, verlassen und vom liberalen Weg der westlichen Nachbarn ersetzt. Zwei Gründe dürften dafür wichtiger als alle anderen gewesen sein:

Als der deutsche Landadel in den bürgerlichen Anzug schlüpfte, wurde für ihn auch die Ideologie des Kapitalismus attraktiver als die alte feudale. Das wäre ein mentaler oder psychologischer Grund, warum die staatlich geförderte und geforderte Wirtschaftspolitik immer mehr zugunsten des freien Markts verlassen wurde. Der andere Grund ist vor allem theoretischer Art. Den deutschen Weg zum Kapitalismus hat bekanntlich die „historische Schule der Nationalökonomie“ theoretisch begleitet und unterstützt. Zumindest soll hier die Theorie der *Entwicklung der produktiven Kräfte* von Friedrich List (1789-1846) erwähnt werden, die sich um die staatliche Industrialisierung besonders verdient gemacht hat. Aber diese spezifische deutsche ökonomische Schule hatte eine Schwäche, die sie nur für bestimmte Umstände brauchbar machte und auch für eine lange Zeit.

Wie der Name schon sagt, war die historische Schule historisch. Ihre Methode war es, die Geschichte sorgfältig und umfangreich zu untersuchen, um gewisse universale Tendenzen und Zusammenhänge zu erkennen und herauszufinden, welche Lösungen dabei die besten wären. Auch List wollte vor allem die amerikanische Erfahrung kopieren. Allgemein gesprochen gilt für die ökonomische Lehre der historischen Schule, dass sie nie analytisch, sondern rein erzählerisch oder gar metaphysisch war. Dann kann es zu willkürlichen und somit falschen Verallgemeinerungen kommen. Zum Beispiel, Sparen kann zweifellos nützlich und notwendig sein, solange sich eine Wirtschaft industrialisiert, danach aber nicht. Dann braucht die Wirtschaft nicht viel mehr für neue Investitionen, als was bereits Amortisation bringt. Die Theoretiker konnten daran immer weiter glauben, aber der neuen deutschen Klasse der Wirtschaftskapitäne war schnell klar, dass das nicht das eigentliche Problem war. Sie konnten einfach nicht übersehen, dass sie am Ende des 19. Jahrhunderts mehr, billiger und bessere Güter herstellen konnten als ihre Konkurrenz, nur Kunden hatten sie nicht genug, bei denen sie das alles absetzen konnten. Die historische Schule konnte ihnen keine Lösungen für die neuen Umstände vorschlagen, und die Lehren aus der Geschichte mussten bald selbst Geschichte werden.

Als die Theorie nicht helfen konnte, mussten die deutschen Wirtschaftskapitäne sich schließlich anderswo erkundigen, was in ihrer kapitalistisch gewordenen Wirtschaft passiert. Schon weil sie weitgehend aus dem feudalen Adel stammten, waren sie beständige Gäste in den Residenzen ihrer westlichen Nachbarn und konnten nicht nur mitbekommen, dass diese auch Absatzprobleme hatten, sondern auch, wie man sie tatsächlich lösen kann, nämlich durch Kriege um Absatzmärkte und Ressourcen, konkreter gesagt durch Kriege um Kolonien. Hier musste man sozusagen von vorne anfangen, da Deutschland nicht dabei war, als neue Kontinente entdeckt und die wichtigsten Kolonien verteilt wurden. Erst ab den 1880er Jahren ist es dem Deutschen Reich gelungen, hie und da etwas zu ergattern, es war aber für eine so ambitionierte Wirtschaft zu wenig. Nebenbei bemerkt, man hat Kolonien offiziell als „Schutzgebiete“ bezeichnet, heute würde man „Wirtschaftspartner“ sagen.

Da die Vorfahren der deutschen Wirtschaftskapitäne mit den westlichen Adeligen seit Jahrhunderten befreundet und verwandt waren, haben sie auf eine „gerechtere Verteilung“ der Kolonien gehofft, sind jedoch nicht auf Verständnis gestoßen. Es war klar, was man tun muss. Das neue industrialisierte Deutschland musste sich seinen „Platz an der Sonne“ mit der Waffe erkämpfen „Denn einerlei wie der Erfolg ist – dieser Krieg ist groß und wunderbar“, so der gerade erwähnte Weber (im August 1914). Es gibt einige wenige Philosophen und Sozialwissenschaftler in Deutschland, die im Krieg keine Lösung der Probleme des real existierenden Kapitalismus gesehen haben, aber sie waren die sprichwörtlichen „Rufer in der Wüste“. Die Geschichte nahm ihren Lauf und so hat sich bekanntlich das Zwanzigste als das tragische „deutsche Jahrhundert“ (Jäckel) erwiesen.

Der erste deutsche Versuch den „gerechten“ Anteil an Kolonien zu erhalten, also der Erste Weltkrieg, ist misslungen. Aber das war erst der Beginn des „deutsche Jahrhunderts“. Als Verlierer dieses Krieges war Deutschland sehr bald auch noch von der Großen Depression betroffen. Die damaligen herrschenden Parteien und insbesondere der fatale Kanzler Brüning haben bekanntlich alles getan, was ihnen die

neoliberalen „Experten“ geraten haben, nichts hat geholfen. Das ökonomische Versagen der deutschen Wirtschaftspolitik vor dem Ersten und zwischen den Weltkriegen war ein klares Versagen einer neoliberalen Wirtschaftspolitik. Der einzige Ausweg, um den inneren Frieden zu retten, bestand darin, die Macht einem Diktator auszuhändigen, der bereit wäre, auch durch Krieg der deutschen Wirtschaft externe Nachfrage (Märkte) und Naturressourcen zu besorgen. „Hitler kam nicht aus eigener Kraft an die Macht. Er hatte keine Mehrheit, weder unter den Wählern und damit im Volke noch im Reichstag oder in der Regierung. Es ist nicht wahr, was fast alle populären Deutungen behaupten, daß die Deutschen seine Ernennung zum Reichskanzler gewünscht hätten. Zwei Drittel von ihnen wünschten es nicht.“ (Jäckel: 157) Die Wahlergebnisse im November 1932 waren für die NS-Partei bedrohlich rückläufig, obwohl Hitler einen kostspieligen Wahlkampf führte, wie man ihn davor nie kannte, was seltsam ist, wenn er angeblich ein Führer von Ganoven und Habenichtsen gewesen sein sollte. Obwohl man später mit allen Mitteln versuchte die Spuren der Nazis zu der deutschen Oligarchenkaste zu verwischen, konnten die Historiker eine ausreichende Menge davon dokumentieren. Die „Machtergreifung“ ist auch nur ein Mythos, oder wie man heute sagen würde „fake“. Hitler wurde zum Reichskanzler (30. Januar 1933) berufen, woran vor allem preußische Junker wesentlich beteiligt waren sowie bedeutende Gruppen der Industrie – auch aus den USA. Auch das Narrativ von den Reparationen ist an sich falsch. Ihre Höhe war nicht einmal im Versailler Vertrag festgelegt, sie waren zu hoch vor allem deshalb, weil man die Wirtschaft auf Teufel komm raus mit liberalen Maßnahmen beleben wollte und dabei katastrophal scheiterte. Hitler hat diese Maßnahmen seines Vorgängers Brüning verworfen und war für einige Jahre ökonomisch erstaunlich erfolgreich, bewundert von der ganzen Welt, was ihn auf die wahnwitzige Idee von einem Tausendjährigen Dritten Reich gebracht hat, die bekanntlich fatal endete.

„Wehe den Besiegten!“, so lautet ein bekanntes lateinisches Sprichwort, aber nach dem verlorenen Zweiten Weltkrieg sollte Deutschland nicht nur keine ernsthaften Reparationen zahlen müssen, sondern wurde darüberhinaus noch beschenkt. Nicht aus irgendeiner samaritanischen Gutherzigkeit der Sieger heraus, sondern aus einem knallharten Kalkül. Deutschland sollte als Schaufenster gen Osten die Verbreitung des Kommunismus verhindern. Bereits die Währungsreform wurde von den Amerikanern organisiert und durchgesetzt, das Etikett „Ludwig Erhard“ sollte sie verdeutschen. Und so ging es weiter. Es flossen amerikanische Kredite, amerikanische Investitionen, aber das alles war nicht wesentlich für die Zukunft der deutschen Wirtschaft, sondern etwas ganz anderes. Nach ihrer unglaublich erfolgreichen Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts brauchte die deutsche Wirtschaft eigentlich nur Absatzmärkte für ihre Güter. Und auch dafür haben die Amerikaner gesorgt, indem sie genug Dollars gedruckt haben. Sie konnten sich das erlauben, da sie nach der Großen Depression auf keynesianische Wirtschaftspolitik umgestiegen waren, und die hat ihnen und dem ganzen Westen drei Jahrzehnte lang ein „goldenes Zeitalter des Kapitalismus“ beschert. Diese Leistung ist ein weiterer Beweis dafür, dass eine ökonomische Ordnung, die auf Konkurrenz und Privatkapital beruht, dann sowohl stabil als auch sozial sein kann, wenn der Staat auf richtige Weise interveniert.

Schon die staatlich geforderte und geförderte Industrialisierung hat deutsche Ökonomen für das Problem des Nachfragemangels blind gemacht. Als dann Amerikaner die ganze

Zeit nach dem Weltkrieg der „letzte Abnehmer“ (William Greider) für kapitalistische Länder waren, hat sich dieser Irrtum bei den deutschen Ökonomen noch mehr befestigt. Es galt für sie als empirisch bestätigt, dass in einer freien Marktwirtschaft Nachfragemangel nicht entstehen kann. Ihrem oberflächlichen und dogmatischen Geiste konnte es nicht in den Sinn kommen, dass der amerikanische Markt bzw. die deutschen Exportüberschüsse die mangelnde Nachfrage der deutschen Wirtschaft hätten aufgesaugt haben können. So war Keynes, dessen Wirtschaftspolitik dem Kapitalismus seine besten Zeiten bescherte, nirgendwo dermaßen abgelehnt und bekämpft wie in Deutschland und das hat sich bisher keinen Deut geändert. Als dann Ludwig Erhard eingefallen ist, den Kapitalismus als „soziale Marktwirtschaft“ zu bezeichnen, begann man zu glauben, dass die freie Marktwirtschaft auch an sich sozial ist. Seitdem glauben die Deutschen nicht nur, dass sie nicht mehr im Kapitalismus leben, sondern dass diese Worte den bösen Kapitalismus erschrecken und ihn moralisch besser machen. Da kommt einem eine Bemerkung Goethes in den Sinn, der den deutschen Geist wohl sehr gut gekannt hat: „Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.“

Für das amerikanische Volk konnte es äußerst vorteilhaft sein, die „letzten Abnehmer“ zu sein, also für bedruckte Papierchen richtige Güter aus der ganzen Welt umsonst zu bekommen, aber für die Oligarchenkaste waren die keynesianischen Jahrzehnte die schlimmsten seit mehreren Jahrhunderten. Nicht nur, weil sie einen spürbaren Anteil von „ihrem“ Reichtum für höhere Löhne und Sozialausgaben opfern mussten, damit das Volk nicht von kommunistischen Ideen verführt wird und auf dumme Gedanken kommt. Ein wohlhabendes Volk war schon immer der größte Alptraum der Reichen, was Orwell mit einfachen aber sehr klaren Worten beschrieben hat: „In einer Welt, in der jedermann nur wenige Stunden arbeiten musste, in der jeder genug zu essen hatte, in einem Haus mit Badezimmer und Kühlschrank wohnte, ein Auto besaß ... in einer solchen Welt wäre die augenfälligste und vielleicht wichtigste Form der Ungleichheit bereits verschwunden. ... Sobald alle gleichermaßen Muße und Sicherheit genossen, würde die große Masse der Menschen, die normalerweise durch die Armut abgestumpft war, sich heranbilden und selbstständig denken lernen. Und war es erst einmal soweit, so würden sie früher oder später dahinterkommen, dass die privilegierte Minderheit keine Funktion hätte, und würde sie beseitigen. Auf lange Sicht war daher eine hierarchisch geordnete Gesellschaft nur auf einer Grundlage von Armut und Unbildung möglich“ (1984). Also musste man mit dem bequemen Leben des westlichen Bürgers Schluss machen und die Chance dafür ist immer größer geworden. Nach den erstaunlichen ökonomischen Erfolgen während der Stalinzeit (es gab damals Jahre, in denen das Wachstum 14% betrug,) haben die Wachstumsraten der kommunistischen Wirtschaften begonnen, erstaunlich schnell und tief zu fallen, und der Abstand zu den kapitalistischen Ländern hat sich immer weiter vergrößert. Die westlichen Machteliten haben richtig erkannt, dass die Zeiten günstig sind, damit zu beginnen, den *Wohlstand für alle* abzuschaffen. Mit den Reformen nach dem neoliberalen „Washington Consensus“ von Reagan und Thatcher wurde die keynesianische Wirtschaftspolitik durch eine neoliberale ersetzt. Die Leistung der westlichen Wirtschaften hat sich zwar im Vergleich zu jener der keynesianischen Jahrzehnte halbiert, was nicht nur für Wissenschaftler, sondern für alle mit gesundem

Menschenverstand begabte Zeitgenossen ein endgültiger Beweis sein müsste, dass die neoliberale Marktwirtschaft im Vergleich mit der keynesianischen kläglich gescheitert ist, aber die Oligarchenkaste hat das nicht betroffen, im Gegenteil. Seitdem ist das ganze Wachstum - eigentlich sogar mehr als das - in die Taschen der vorher schon Reichen und der Reichen insgesamt geflossen. Die neoliberale Konterrevolution mit dem Ziel, Reiche reicher zu machen, war vielleicht viel erfolgreicher, als man es am Anfang gehofft hatte.

Das Verlassen des Keynesianismus und die neoliberale Konterrevolution waren für die deutsche akademische Wirtschaftswissenschaft nur ein weiterer Beweis dafür, dass die Auffassung von einem Nachfragemangel schon immer ein Irrtum war. Nun konnten sich die deutschen „Eliten“ berechtigt fühlen, die unsozialen neoliberalen Reformen rücksichtslos umzusetzen. Bei solchen Reformen wird immer erklärt, dass vorerst alles schlimmer sein werde, aber irgendwann dann alles besser. Bald war es tatsächlich besser, aber nicht wegen dieser Reformen. Völlig unerwartet ist nämlich der Kommunismus in sich zusammengebrochen. Musste davor die „verspätete Nation“ (Helmuth Plessner) für Absatzmärkte und Kolonien mit alten kapitalistischen Nationen brutal kämpfen, ist ihr jetzt alles *einfach so* in den Schoss gefallen. Was man in der DDR angerichtet hat, hat Wenzel (*Was war die DDR wert?*) ausführlich beschrieben. Die in Jahrzehnten des Kommunismus geschaffenen Technologien waren um etwa ein Drittel weniger produktiv als die westlichen, was im internationalen Rahmen außerordentlich gut war, man hat aber gleichwohl alle Produktionskapazitäten „verschrottet“, um den westdeutschen einen leeren Absatzmarkt zu schaffen. Dabei ging es auch darum, die dortigen Kader aus den höheren Positionen zu beseitigen und mit westlichen zu ersetzen - wie man es auch sonst bei besiegten Ländern immer macht. Die neuen deutschen Länder hatten dabei noch Glück, da hier das westliche Kapital auch einige soziale Verpflichtungen übernommen hat, mit anderen exsozialistischen Ländern ging man unheimlich brutaler um. Genauer brauchen wir diese Problematik hier nicht zu behandeln, nur noch eines verdient doch angemerkt zu werden. Im Allgemeinen betrachtet hat die ökonomische Kolonisierung der exsozialistischen Länder dem Westen neben den neuen Absatzmärkten etwas gebracht, was bei den früheren Kolonien nicht der Fall war. Die Kommunisten haben viel in Gesundheit, Sport und Bildung investiert, da für den „neuen Menschen“ das höchste Ziel die geistige und körperliche Selbstverwirklichung sein sollte, und diese menschliche Ressource („Humankapital“) konnten die westlichen Unternehmen sofort als Extraprofit verbuchen. Was die kapitalistische Wirtschaft prinzipiell unfähig ist zu produzieren, also Kinder, Gesundheit und Bildung, ist ihr wie Manna vom Himmel gefallen.

Die deutschen Reformen waren aus noch einem Grund erfolgreich, aus einem niederträchtigen Grund. Da in der EU mit dem Euro eine gemeinsame Währung eingeführt wurde, konnte Deutschland durch Lohn- und Sozialdumping seine Konkurrenzfähigkeit verbessern und dadurch ist es ihm tatsächlich gelungen, zum Exportweltmeister zu werden. Aber einmal abgesehen davon, dass die Reformen niederträchtig und unsozial waren, hat man aus neoliberaler Sicht sowohl in Deutschland als auch in anderen westlichen Staaten alles richtig gemacht. Es sollte zumindest ein längerer kräftiger Aufschwung kommen - wenn nicht sogar ein neues Wirtschaftswunder -, es kam aber was kommen musste, nämlich die periodische Krise,

die sogenannte „globale Banken- und Finanzkrise“ im Jahre 2008. Sie hat sich nicht zu einer nächsten Großen Depression, ähnlich der des Jahres 1929, ausgewachsen, vor allem deshalb, weil sich die Regierungen an den prominentesten neoliberalen Konterrevolutionär Friedman erinnern haben. Die Große Depression hätte nach Friedman die Regierung bzw. die Notenbank verursacht, indem sie die Geldmenge verknappte. Um den gleichen Fehler nicht zu wiederholen, hat man nun so viel Geld gedruckt, wie die Banken sich gewünscht haben. Man war sich danach auch sicher, alle „strukturellen Ungleichgewichte“ beseitigt zu haben - das sagen die „Wirtschaftsexperten“ immer, wenn sie konkret nichts sagen können -, und wieder auf Aufschwung gewartet, der sich bis heute nicht einmal ansatzweise gezeigt hat, im Gegenteil. Mehr als zwei Jahrzehnte danach wächst nur Armut und Unsicherheit. Nachdem die alte westliche Oligarchenkaste schon genug Erfahrung damit hat, was die Krise wirklich bedeutet und dass sie nicht einfach so verschwindet, ist ihr klar geworden, was zu tun ist. Nämlich sich umzuschauen, wo es noch Absatzmärkte und Ressourcen auf unserem Planeten gibt, die man ergattern kann, entweder durch *regime change*, also „human“, oder auf die klassische Weise, also durch einen „gerechten“ Krieg. Wie es Winston Churchill auf seine zynische Weise zum Ausdruck brachte: „Never waste a good crisis“ - also vergeuden Sie nie eine gute Krise. Das dürfte wieder einmal genau so einfach sein wie bei der Entdeckung der neuen Kontinente, nachdem der Westen ohne eigene Verdienste den Kommunismus als Konkurrenten losgeworden und zum unbestrittenen Hegemon geworden ist.

Die ersten Opfer waren schwache Länder, wie Jugoslawien, Irak, Syrien, Libyen. Diese Kriege werden auch als *asymmetrisch* bezeichnet, was nur ein Euphemismus für die Ausraubung des Schwächeren durch einen unverhältnismäßig Stärkeren ist. Die Kosten waren niedrig und die ökonomischen Gewinne erheblich. Nebenbei bemerkt, den wertvollsten Teil der Beute, also die Naturressourcen, haben die Amerikaner für sich behalten und europäische Globalplayer, vor allem deutsche, haben neue Absatzmärkte erhalten. Alles ist also gut gelaufen für die Kapitalisten. Nachdem aber die Krise im Westen andauerte, hat man Lust bekommen, sich weitere Absatzmärkte und Ressourcen zu ergattern. Die Aufgabe der Politiker dabei ist wie immer, die Zustimmung für Kriege beim Volk zu erzeugen, also *kollektive Instinkte für eine Selbstopferung* zu wecken. Dazu diente schon immer - auch in vormodernen und vorzivilisatorischen Epochen der Menschheitsgeschichte - die *Ethik von Gut und Böse*, was im nächsten Kapitel ausführlich behandelt wird. Der Name für das Gute ändert sich in der Geschichte, sein heutiger ist bekanntlich *Demokratie und Menschenrechte*. Es ist überflüssig jetzt über den kulminierten westlichen Bellizismus zu sprechen, er ist so offensichtlich. Manche sagen schon, dass der nächste Weltkrieg des *kollektiven Westens* gegen den *globalen Süden* bereits begonnen habe, und zwar als Stellvertreterkrieg in der Ukraine. Und es wird ständig auch über einen unvermeidbaren Krieg mit China gesprochen. Aber schon der Krieg mit Russland hat sich nicht als einer der gewohnten „asymmetrischen“ Kriege erwiesen und auch einiges andere scheint nicht nach dem ursprünglichen Plan des kollektiven Westens zu laufen. Alles spricht dafür, dass die westliche Oligarchenkaste die geopolitische und ökonomische Lage der Welt ganz falsch eingeschätzt hat - sich selbst überschätzt und andere unterschätzt hat. Man wollte nicht wahrnehmen, dass zum ersten Mal seit Jahrhunderten der „Rest der Welt“ dem *kollektiven Westen* überlegen ist,

was natürliche, militärische, demographische, technologische und fast alle anderen Ressourcen betrifft.

Trotzdem lässt sich nicht ausschließen, dass der Westen durch die altbekannte und nicht selten erfolgreiche Strategie des *divide et impera* siegen könnte und sich den ganzen Planeten unterwirft. Wie dann die globale Ordnung des neoliberalen Kapitalismus aussehen würde, können wir uns ziemlich gut vorstellen. Was haben die „Reformen“ bedeutet? Wenn man sich an die „Reformation“ in der Kirchengeschichte erinnert, war ihr erklärtes Ziel die Wiederherstellung des ursprünglichen Christentums. Die neoliberalen Reformen sollten auch den ursprünglichen Kapitalismus wiederherstellen, also die wilde freie Marktwirtschaft, für die Amerika das beste Beispiel liefert. Diese hat Alexis de Tocqueville (1805-1859) ausführlich auf seinen berühmten Reisen durch Amerika beschrieben, auf die ihn die französische Regierung schickte, als man ganz richtig ahnte, dass dort eine neue Ordnung entstehen würde. Aus den dort gemachten Erfahrungen entstand sein berühmtes Hauptwerk *De la démocratie en Amérique*, wo er schreibt: „Die landbesitzende Aristokratie der vergangenen Zeitalter war durch das Gesetz verpflichtet oder glaubte sich durch die Sitten gehalten, ihren Dienern zu Hilfe zu kommen und ihre Not zu lindern“, was sich wesentlich geändert hätte. „Die Aristokratie der Fabrikanten unserer Tage jedoch überläßt die Menschen, nachdem sie sie in ihrem Dienst elend und stumpf gemacht hat, in Krisenzeiten der öffentlichen Wohltätigkeit, um sie zu ernähren“, so Tocqueville, und weiter heißt es sogar: „Im ganzen genommen, die Aristokratie der Fabrikanten, die wir vor unseren Augen erstehen sehen, ist eine der härtesten, die auf Erden erschienen ist“ (1987: 239). Eine weitere fundamentale Eigenschaft der „freiheitlichen“ Ordnung konnte Tocqueville in Amerika nicht sehen und ahnen. Als es in Amerika noch genug Indianer gab, die man ausrotten und ihre Ressourcen rauben konnte, hat der Kapitalismus keine Probleme damit gehabt zu expandieren, später wird diese ökonomische Ordnung systembedingt periodisch zusammenbrechen und versuchen anderswo neue Indianer aufzutreiben.

Ein Spruch sagt, dass sogar der Teufel nicht so schwarz ist, wie man ihn malt. Ein Jahrhundert nach den Reisen Tocquevilles, also nach dem Zweiten Weltkrieg, sah es mehrere Jahrzehnte lang so aus, als hätte sich der Kapitalismus von einem Saulus in einen Paulus verwandelt. Aber das war nur von kurzer Dauer. Heute lässt sich nicht im Geringsten daran zweifeln, dass dies nur eine durch die Umstände erzwungene heimtückische Mimikry des Kapitalismus gewesen ist. Nach der neoliberalen Konterrevolution und insbesondere, nachdem sich der ideologische Konkurrent Kommunismus aus der Geschichte verabschiedet hat, ist der Kapitalismus wieder der alte und gewohnte geworden. Nach dem bekannten Spruch, die Geschichte wiederholt sich als Tragödie. Das war diesmal der Fall für die Mehrheit der Bevölkerung. Für die Mittelschichten hat sich die Wiederkehr des Kapitalismus auch noch als Farce erwiesen. Hierbei handelt sich um eine Entwicklung, die immer wieder zum Wendepunkt der Geschichte wird und die verdient, kurz besprochen zu werden.

In manchen europäischen Staaten sind die neoliberalen Reformen mit Hilfe der sozialdemokratischen Partei durchgesetzt worden, so auch in Deutschland unter dem Kanzler Schröder. Welcher Partei sonst sollte man glauben, sie würde so etwas nie tun, als der Partei, die aus der Arbeiterbewegung und Gewerkschaften herausgewachsen ist,

meinte der Wähler. Vereinfacht aber durchaus zutreffend lässt sich dazu sagen, dass die Avantgarde der neoliberalen Konterrevolution die Angehörigen der mittleren Schichten waren. Das ist insoweit erstaunlich, als die kommunistischen Revolutionen damals eigentlich nicht von den Proletariern vorbereitet und organisiert wurden, sondern gerade von den Angehörigen der mittleren Schichten. Diese haben richtig gesehen, dass in der freien Marktwirtschaft viele berufen, aber nur wenige auserwählt sind. Zu den Betrogenen und Enttäuschten gehörten damals nicht nur jene, die durch Bildung auf sozialen Aufstieg gehofft hatten, sondern auch kleine und mittlere Kapitalisten, wie etwa Friedrich Engels, der treueste Freund von Marx. Marx konnte also *aus erster Hand* erfahren, wie sich die kapitalistische „Expropriation“ als „immanentes Gesetz der kapitalistischen Produktion selbst vollzieht, durch die Zentralisation der Kapitale. Je ein Kapitalist schlägt viele tot. ... Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vorteile dieses Umwandlungsprozesses usurpieren und monopolisieren, wächst die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung“. Aber davon wollten die mittleren Schichten nichts wissen, als sie voller Begeisterung die neoliberale Konterrevolution unterstützten. Sie waren naiv genug, den Versprechungen der Oligarchenkaste zu glauben, sie würden auch Gewinner sein, wenn man die unteren Schichten prekarisiert. Aber anstatt einen „gerechten“ Anteil an der Beute zu ergattern, sind sie selbst auf die Speisekarte der Oligarchenkaste geraten. Wer anderen eine Grube gräbt ... ist dazu ein passendes Sprichwort. Ein anderes Sprichwort hat sich auch wieder einmal bestätigt, dass nämlich die Revolution ihre eigenen Kinder frisst. Ergänzend kann man dazu auch ein russisches Sprichwort zitieren, dass nämlich das Neue nur gut vergessenes Altes ist.

Die Lage seit Beginn des 21. Jahrhunderts ist nun so, dass wir beginnen unsere Urväter zu verstehen, warum sie am Anfang des vorigen Jahrhundert bereit waren, im Kampf gegen den Kapitalismus ihr Leben einzusetzen, oft sogar zu opfern, und dann begeistert begonnen haben, den Kommunismus bzw. Sozialismus aufzubauen. Wie es dazu konkret gekommen ist, dass sie letztendlich gescheitert sind, kann an dieser Stelle nicht behandelt werden. Angebracht ist es aber, ein wenig zu den erkenntnistheoretischen bzw. wissenschaftsphilosophischen Gründen des Scheiterns der kommunistischen Wirtschaft zu sagen, wie sie sich aus dem Marxismus ergeben haben. Der Marxismus galt bekanntlich für eine nicht gerade kurze Zeit als eine wissenschaftliche Weltanschauung und seine sozialwissenschaftlichen Theorien sollten „bürgerlichen“ weit überlegen sein. Und das war nicht nur die Meinung der „Intelligenzija“ in den sozialistischen Ländern, sondern sie wurde von einem erheblichen Teil der Gebildeten in klassisch kapitalistischen Ländern geteilt.

10.3 Der erste moderne Kommunismus bzw. Sozialismus als Opfer von Metaphysik und Dilettantismus

Marx hat nach eigener Auffassung die Philosophie von Hegel „vom Kopf auf die Füße“ gestellt. Damit meinte er, die idealistische Dialektik von Hegel durch eine materialistische Dialektik zu ersetzen, ohne etwas an der Methodologie ändern zu müssen. Für die schon erörterte dialektische Methodologie ist festzustellen, dass sie

schon deshalb nicht wissenschaftlich sein kann, da sie prinzipiell der formalen Logik widerspricht. Aber die dialektische Methodologie kann nicht alleine für alles verantwortlich sein, was in den Marxschen Sozialwissenschaften falsch ist. Dort findet man auch noch Schlussfolgerungen, die formal logisch und mathematisch falsch sind, und es wird eklatant gegen Tatsachen verstoßen. Es ist angebracht, dies mit Beispielen kurz zu belegen.

10.3a Die angebliche Tendenz der Kapitalakkumulation als Ursprung aller verfehlten Prognosen von Marx

Schon in der Dialektik vor Marx galt, dass die historische Entwicklung eine quantitative Komponente (Substanz, Entität) hat. Bei Hegel ist es der Geist („Weltgeist“), der in seiner Quantität ständig wächst. Man kann sich unter dem quantitativen Wachstum des Geistes etwa die Fortentwicklung der Wissenschaften und Kultur vorstellen, aber wie sollte sich die Materie quantitativ fortentwickeln? Nebenbei bemerkt, in der klassischen Physik kann die Materie weder aus Nichts entstehen noch verschwinden und das war Marx wahrscheinlich bekannt. Marx hat die Lösung in der damaligen Politischen Ökonomie gefunden.

Zur Materie gehören auch materielle Güter, die durch Arbeit bzw. durch „produktive Arbeit“ (Smith) zustande kommen. Aus dieser Abhängigkeit *Güter-Arbeit* folgert Marx, dass die Arbeit die Materie ausreichend gut repräsentiert, und er widmet sich weiterhin der Erforschung der Arbeit. So wurde er zum Ökonomen. Der Mensch benutzt für die Arbeit auch Werkzeuge und immer kompliziertere Maschinen, die durch Arbeit hergestellt werden, letztendlich also auch nur Arbeit sind. Diese Arbeit bezeichnet er als „vergangene“, „tote“, „geronnene“, die man ökonomisch als (reales) *Kapital* bezeichnet. Indem Maschinen - ökonomisch ausgedrückt *Kapital* - immer komplizierter werden, steckt in ihnen angeblich immer mehr Arbeit. Diese Arbeit entspricht bei Marx bzw. in seiner materialistischen Philosophie der immer weiter steigenden *Quantität*. Das Verhältnis zwischen der toten Arbeit in der Maschine (Kapital) und der lebenden Arbeit (ihres Bedieners) bezeichnet er als „Organische Zusammensetzung des Kapitals“. Wo liegt aber das Problem?

Den Beweis, dass der Kapitalist, wenn er produktivere Maschinen kauft, immer Maschinen kauft, in denen mehr tote Arbeit steckt als in den alten, liefert Marx im Band 3 des *Kapitals*. Er benutzt dafür seine berühmten *Reproduktionschemata*. Sie sind nichts anderes als die kreislauftheoretische Analyse, die schon der französische Ökonom Quesnay ein Jahrhundert davor entworfen hatte (*Tableau Économique*, 1758). Formal betrachtet sind die Marxschen Schemata sogar einfacher. Sie werden durch zahlenmäßige Beispiele dargestellt, für die Marx nur simple arithmetische Operationen benutzt, so dass es kaum berechtigt ist, von einer echten mathematischen Analyse zu sprechen. Es ist eigentlich noch schlimmer. Marx schiebt Zahlen hin und her, so wie es ihm passt, um damit zu zeigen, dass bei der Ersparnis der Arbeit (Steigerung der Produktivität) das Verhältnis zwischen der toten und lebenden Arbeit („organische Zusammensetzung“) steigt. Hier ist ein spitzfindiger Tüftler am Werk, der sich als Mathematiker ausgibt. Eine mathematische Analyse, die komplex genug ist, kann eindeutig zeigen, dass sich beim Einsparen der lebenden Arbeit jedoch keine Tendenz zu einer Steigerung der organischen Zusammensetzung ergibt (Simek 1997: Kapitel 3).

An dieser Stelle ist es erwähnenswert, dass durch Simulation einer quantitativen Analyse, also durch hin und her schieben der Zahlen, Marx im Band 2 seines *Kapitals* einen theoretischen Beweis für die Richtigkeit seiner Arbeitswertlehre vorgelegt hat, indem er meinte bewiesen zu haben, dass die Summe der (nominalen) Preise identisch der Summe der (Arbeit-)Werte in einer Wirtschaft ist. Wenn man seine Zahlen in ein in sich schlüssiges mathematisches Modell einordnet, stellt sich aber heraus, dass Marx „entgangen“ ist, dass in seinem „Beweis“ die Profitrate nicht durchschnittlich gleich geblieben ist, was für ihn sonst außerordentlich wichtig ist. Auch hier kommt uns wieder Zenon in den Sinn: Man braucht nur die logische Komplexität des Denkens genug zu senken, und jeder Unsinn strahlt auf einmal als der logischen Wahrheit letzter Schluss.

Bemerkung: In der Praxis kann der Preis der Maschine im Verhältnis zu den Löhnen steigen, weil im Kapital auch noch andere Kosten stecken als nur die der Arbeit, etwa Materialkosten, z.B. Eisen. Eine Eisenhütte kann freilich den Preis des Eisens ständig erhöhen, wenn der Boden, auf dem sie steht, als Erz unter dem Boden privat ist. Aber dieses Verhältnis (Kapitalintensität) ist etwas anderes als die „organische Zusammensetzung“. Wahrscheinlich war diese Verwechslung der wichtigste Grund dafür, warum der größte Irrtum der Marxschen Theorie so lange nicht einmal bemerkt worden ist und seine Tragweite noch immer nicht richtig eingeschätzt wird. Der weitere Grund wäre, dass Marx damit den Sparer honoriert, und der bürgerlichen Theorie passte dies bestens in den Kram.

Mit der „organischen Zusammensetzung“ meinte Marx herausgefunden zu haben, warum im Kommunismus die Produktivität schneller als im Kapitalismus steigen und diesen schnell überholen werde. Im Kapitalismus wird nämlich nicht alles investiert, was dem Arbeiter nicht als Lohn bezahlt wird („Mehrwert“), weil der Kapitalist viel davon für sein luxuriöses Leben ausgibt. Im Kommunismus werde es das nicht geben, alles werde in Investitionen gehen, was notwendigerweise schnelleres Wachstum und Produktivitätswachstum bringen würde. In der Tat sind kommunistische Länder nach der Revolution sehr schnell ökonomisch gewachsen – am erfolgreichsten war dabei die UdSSR unter Stalin. Das dauerte allerdings nur so lange an, wie die Kommunisten technisches Wissen des Kapitalismus kopieren konnten und solange die Menschen motiviert waren, den Sozialismus aufzubauen. Und damit kommen wir zum nächsten Problem des Marxismus.

10.3b Produktive Arbeit als angeblich neues Bewusstsein und elementares Bedürfnis des neuen Menschen

Die Theorie des ökonomischen Wachstums durch Kapitalakkumulation war falsch im theoretischen Sinne, insoweit sie auf einer Analyse beruhte, die unterkomplex war. Eine Theorie kann auch aus einem anderen Grund falsch sein, nämlich wenn sie von angeblichen Tatsachen ausgeht, die gar keine Tatsachen sind. Das ist bei Marx der Fall mit seiner Annahme darüber, wie sich der Mensch im Kommunismus ändern wird. Das hat er auch durch seine dialektische Methode herausgefunden.

Wir knüpfen jetzt an die Auffassung an, dass die Akkumulation der Arbeit in den Produktionsmitteln, also die „organische Zusammensetzung des Kapitals“ immer weiter

steigt. Diese historische Steigerung der „Quantität“ ist ein mehr oder weniger linearer Prozess. Aber er wird periodisch unterbrochen, wenn die Quantität zur Qualität übergehen soll. Das geschieht durch Klassenkämpfe bzw. durch eine Revolution, wenn eine alte Klasse („These“) durch eine neue („Antithese“) besiegt wird, wonach etwas Neues entsteht („Synthese“), eine neue ökonomisch-soziale Formation. Der letzte dialektische Umschlag von Quantität zur Qualität in der Geschichte, also die proletarische Revolution, wird in ihrem Ergebnis den Kommunismus schaffen. Für uns ist jetzt nur wichtig, dass zu der neuen Qualität des Kommunismus ein *neues Bewusstsein* des Menschen gehören sollte. Das ist ausführlich im Band 1 des *Kapitals* beschrieben. Es geht um Folgendes:

In den Klassengesellschaften war die *produktive Arbeit* immer ein Fluch für die arbeitenden Klassen, sie waren von ihr „entfremdet“, weil sie „exploitiert“ (ausgebeutet) wurden. Im Kommunismus – im „Reich der Freiheit“ -, wo keiner die arbeitende Klasse mehr exploitiert wird, werde die *produktive Arbeit* zum ersten menschlichen Bedürfnis werden. Die Kooperation würde die Konkurrenz völlig ersetzen können. Planung und Buchführung werde die *brutale Konkurrenz* ersetzen, die einfach überflüssig wäre, da jeder Arbeiter ehrlich und fleißig arbeiten würde. Für eine gewisse Zeit nach der Revolution waren die Arbeiter in der Tat sehr motiviert zu arbeiten und die kommunistischen Wirtschaften haben beachtliche Erfolge erzielt. Diese Motivation gab es aber nur bei der Generation der Arbeiter, die sich noch an die brutale Ausbeutung im Kapitalismus erinnerte. Schon bald hat sich gezeigt, dass das „neue Bewusstsein“ nur eine Schnapsidee war und der Mensch so geblieben ist, wie schon immer. Der Kommunismus scheiterte, als immer mehr Menschen zu Trittbrettfahrern wurden - in der Wirtschaft insbesondere, anderswo auch. Er ging an demselben Irrtum zugrunde, den etwa schon Spinoza bei allen Utopisten diagnostiziert hat: „Sie glauben dergestalt etwas Erhabenes zu tun und den Gipfel der Weißheit zu erreichen, wenn sie nur gelernt haben, eine menschliche Natur, die es nirgendwo gibt, in höchsten Tönen zu loben, und diejenige, wie sie wirklich ist, herunterzureden. Sie stellen sich freilich die Menschen nicht vor, wie sie sind, sondern wie sie sie haben möchten; und so ist es gekommen, daß sie statt einer Ethik meistens eine Satire geschrieben und niemals eine Politik-Theorie konzipiert haben, die sich auf das wirkliche Leben anwenden ließe; produziert haben sie nur etwas, das als eine Chimäre anzusehen ist oder das man in Utopia oder in jedem goldenen Zeitalter der Dichter, wo dies fährwahr am wenigsten erforderlich war, hätte errichten können“ (*Politischer Traktat*: 7).

Das Leben treibt manchmal grausame Scherze mit uns, auch Marx ist davon nicht verschont geblieben. Kein anderer als sein Schwiegersohn Paul Lafargue hat in seinem Buch *Das Recht auf Faulheit* erklärt, dass das Wesen des Menschen nicht in der produktiven Arbeit liege, sondern in der Freude am Müßiggang und Konsum. Wir werden nie herausfinden, ob der Schwiegersohn so überzeugend war, dass Marx im Band 2 und 3 des *Kapitals* nicht mehr über die „Selbstverwirklichung des Menschen“ durch produktive Arbeit sinniert. Ganz bescheiden sieht er den Sinn dieser Arbeit nur noch darin, dass sie die Voraussetzungen für mehr Freizeit schafft.

Aus diesen Beispielen lässt sich entnehmen, dass eine Methode, die nicht auf einer komplexen Logik beruht, nur ein Geschwätz ist, ohne Bezug zur Realität. Im nächsten Kapitel wird das näher untersucht und gezeigt, dass eine reduktionistische

Erkenntnistheorie ganz und gar nicht geeignet ist, als Wissenschaftsphilosophie für die Sozialwissenschaften zu dienen. Eine solche Erkenntnistheorie, die weder *systemisch* noch *empirisch* ist, findet ihre Verwendung und ihren Nutzen lediglich darin, Ideologien für herrschende Klassen zu entwerfen.

Kapitel 11 Externe Umstände als relevante Faktoren der Entwicklung der modernen Wissenschaften

Die wichtigsten externen Umstände, die das Entstehen der Naturwissenschaften ermöglicht und für ihre weitere Entwicklung gesorgt haben, haben wir im Wesentlichen untersucht. Kurz zusammengefasst: Praktisch angewandte Kenntnisse dieser Wissenschaften ermöglichen den Unternehmen durch Kostensenkungen und neue Produkte Gewinne zu steigern. Deshalb fordern und fördern die Unternehmen im Kapitalismus die Entwicklung solcher Wissenschaften bis heute immer weiter. Die Naturwissenschaften und der Kapitalismus sind schließlich schicksalhaft verbunden. In einem ganz anderen Verhältnis steht der Kapitalismus zu den Geisteswissenschaften. Wie seltsam es uns auch vorkommen mag, der Kapitalismus selbst ist das Ergebnis erfolgreicher frühmoderner und frühliberaler Geisteswissenschaften, aber so wie diese Wissenschaften damals gewesen sind, konnten sie im real existierenden Kapitalismus nicht weiter existieren. Der Grund ist folgender:

Die periodischen Zusammenbrüche der freien Marktwirtschaft und ihnen folgende Kriege um Ressourcen und Absatzmärkte haben die Glaubwürdigkeit und Anziehungskraft der neuen Ordnung immer mehr untergraben und sie sogar bald in Frage gestellt. Als sich aber eine neue Klasse der reich und mächtig gewordenen Bürgerlichen gebildet hatte, später Kapitalisten genannt, war es für diese im existentiellen Interesse, dass diese neue Ordnung überlebt. Sie soll in jeder Hinsicht attraktiv erscheinen, vor allem als gerechtfertigt und legitimiert gelten. Eine geistige Konstruktion, die diesem Zweck dient, nennt man Ideologie. Ideologien haben in der vormodernen Zeit die Kirchen geliefert, in der neuen Epoche der Moderne konnte diese Aufgabe nur die Wissenschaft übernehmen. Es hat sich aber schnell gezeigt, dass die frühmodernen und frühliberalen Wissenschaften sich nicht ideologisieren ließen. Verhindert hat das ihre *holistisch-konsequentialistische* Wissenschaftsphilosophie, die prinzipiell der *systemisch-empirischen* der Naturwissenschaften entsprach. Man suchte eine andere und als bestens dafür geeignet hat sich die *intuitiv-analogische* gezeigt. So wurden die Geisteswissenschaften Mitte des 19. Jahrhunderts auf diese rückständige und metaphysische Wissenschaftsphilosophie gestellt. Das haben wir auch früher schon als neoliberale Wende bei den Geisteswissenschaften bezeichnet. Somit haben die Interessen der neuen herrschenden Klasse als *externer Faktor* darüber entschieden, was die Geisteswissenschaften seitdem geworden sind, nämlich Lieferanten und Betreuer der Ideologie des real existierenden Kapitalismus.

Die *intuitiv-analogische* Wissenschaftsphilosophie geht aus der reduktionistischen Erkenntnistheorie hervor, die weiter vorne schon ausführlicher untersucht worden ist. In diesem Kapitel wird nun näher erörtert, wie sie als Wissenschaftsphilosophie in den Geisteswissenschaften angewandt wird, insbesondere in der Ethik. Die folgende

Untersuchung wird zeigen, warum die *intuitiv-analogische* Wissenschaftsphilosophie so gut geeignet ist, Wissenschaften zu ideologisieren. *Zum einen* erlaubt diese Wissenschaftsphilosophie Begriffe eines Untersuchungsfeldes *willkürlich* zu bestimmen, und *zum andern* gilt es für sie als legitim, diese Begriffe dann *analogisch* untereinander und mit Tatsachen (*ex post*) zu verknüpfen. Das erste macht solche Wissenschaften *dogmatisch*, das zweite noch dazu *willkürlich*. Wenn nämlich eine gleiche Menge von Begriffen (Objekten und Relationen) analogisch verknüpft wird, kann man beliebig viele Kombinationen oder Interpretationen bekommen - was noch zu zeigen ist -, und eine darunter wird sich bestimmt finden, die sich gut als Ideologie nutzen bzw. Missbrauchen lässt. Anstatt wissenschaftliche Theorien und Modelle zu entwerfen, liefern dann die Sozial- und Wirtschaftswissenschaften nur „Erzählungen“, um den Begriff zu benutzen, den die postmodernen Philosophen bekannt gemacht haben.

Schließlich sollen sich die Sozial- und Wirtschaftswissenschaften von dem *analogischen*, also logisch unterkomplexen Denkniveau für immer verabschieden und den Weg zurück zur *systemisch-empirischen* Wissenschaftsphilosophie finden. Aber auf dem damals erreichten Stand wird man nicht bleiben dürfen. Nicht anders als wir es bei den Naturwissenschaften festgestellt haben, würde man für neue Durchbrüche auch in den Geisteswissenschaften auch neue Paradigmen benötigen, die immer komplexere Denkweisen benötigen werden. Der Weg dazu würde voraussichtlich einen ganz neuen philosophischen bzw. erkenntnistheoretischen Hintergrund brauchen, an dem Philosophen und Wissenschaftler eng zusammenarbeiten müssten. So weit ist man aber noch nicht. Ich selber kann dazu auch nur meine allgemeinen Überlegungen vorlegen, die keine Lösung mit dem Anspruch auf Vollständigkeit und Endgültigkeit darstellen.

Abschließend mache ich mir auch Gedanken darüber, ob und wie sich die neue erkenntnistheoretische Wende realisieren könnte. Sie lässt sich natürlich nicht genau vorhersagen, weil sie von nicht vorhersehbaren Entwicklungen im menschlichen Geiste abhängt, aber auch von Faktoren der Umgebung, die man als *extern* verstehen kann. Zu diesen Faktoren dürften neue Informations- und Kommunikationstechniken gehören. Mir scheint es sogar, dass diese stark genug wirken könnten, um ein Umdenken in den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften auszulösen, und diese dazu zwingen könnten, zu einer *systemisch-empirischen* Wissenschaftsphilosophie zurückzukehren. Sollte dies gelingen, würde das nicht weniger bedeuten, als die menschliche Zivilisation im Geiste bzw. im Denken auf eine höhere Stufe zu befördern - auf eine nächste Stufe der Aufklärung und des Rationalismus.

Usw.

11.3 Ist eine nächste Stufe der Aufklärung bzw. des Rationalismus bei der Spezies Mensch möglich?

In vormodernen Zeiten gab es bessere und schlechtere Zeiten, aber keinen zivilisatorischen Fortschritt. Es gab aber schon damals Denker und Philosophen, deren Aphorismen und Sentenzen bis heute bewundert werden. Ihr Sinn und Zweck wurde von zahlreichen Jüngern und Nachfolgern gedeutet, erläutert und gepredigt, doch das

Leben der Menschen hat sich dadurch seit Jahrtausenden nicht verändert. Der zivilisatorische Fortschritt war erst möglich, als Philosophen und Denker begonnen haben, Begriffe (Größen und Verhältnisse) im Rahmen komplexerer (axiomatischer) Denksysteme zu erforschen, die sie in Bezug zur sinnlichen Wirklichkeit stellten. Dadurch sind moderne Wissenschaften entstanden. Auch Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, die zuerst sehr erfolgreich waren. Bis Ende des 18. Jahrhunderts sind von ihnen Grundlagen für die neue Epoche entworfen worden, die später als Moderne bezeichnet worden ist und in der wir immer noch leben. Erwähnen wir nur Institutionen wie allgemeine Bildung, Konkurrenzwirtschaft (geregelter Marktordnung), Rechtsstaat, Partizipation an der politischen Macht (Demokratie) und Gewaltenteilung. Die neu entstandenen Sozial- und Wirtschaftswissenschaften teilten damals eine gemeinsame Wissenschaftsphilosophie mit den Naturwissenschaften, die *systemisch-empirische*, die nach der neoliberalen Wende verlassen wurde mit fatalen Folgen. Wenn es seitdem der Menschheit gelungen ist, in davor unvorstellbarem Maße Armut, Krankheiten, Strapazen und Lebensrisiken zu verringern, sogar auch neue Möglichkeiten für körperliche, geistige und ästhetische Verwirklichung zu eröffnen, waren es Verdienste der Naturwissenschaften. Die Geisteswissenschaften sollten für Fortschritt im *humanitären und sozialen Sinne* sorgen, haben aber seit fast zwei Jahrhunderten nach ihrer neoliberalen Wende diesbezüglich nichts von auffällender Bedeutung hervorgebracht. Das allein wäre schon schlimm, aber damit nicht genug. Sie dienen seither einem anderen, nicht gerade vornehmen Zweck. Während die Naturwissenschaften immer weiter an der *Beherrschung der Natur* gearbeitet haben, stehen die Geisteswissenschaften seitdem im Dienste der Ideologie zur *Beherrschung der Menschen*. Es ist ausreichend genug belegt, dass die Erfolglosigkeit der Geisteswissenschaften an ihrer *intuitiv-analogischen* Wissenschaftsphilosophie liegt, an ihrer analogischen und zugleich auch nicht empirischen Methode, aber gerade dadurch hat sie sich für ideologische Zwecke bestens geeignet. Die analogische Denkweise wird von den meisten Menschen am einfachsten verstanden und das ist ein echtes Problem für den weiteren zivilisatorischen Fortschritt.

Mit Hilfe von Analogie lässt sich zweifellos viel erreichen. Alle vormodernen Erkenntnisse oder besser gesagt Erfindungen in Handwerk, Landwirtschaft und anderen vormodernen Bereichen sind das Ergebnis des Verfahrens „Versuch und Irrtum“ (*trial and error*), das im Wesentlichen auf der Analogie beruht. Für dieses Verfahren brauchte man nicht einmal lesen und rechnen zu können. Dessen waren im Mittelalter neben Mönchen nur noch wenige fähig. Erst als die Produktion maschinell geworden ist, hat sich das Lesen und Rechnen als ökonomisch vorteilhaft erwiesen, so dass die Schulpflicht eingeführt wurde. Aber auch der industrielle Arbeiter brauchte nur eine minimale Bildung. Abgesehen einmal von Naturwissenschaftlern und ihnen nahestehenden Berufen, hat für die überwältigende Mehrheit auch die industrielle Produktion keine höheren Ansprüche an das Denken gestellt. In vielen Bereichen des Lebens seien die Ansprüche an Denken und Wissen, verglichen etwa mit dem Bedarf an Erkenntnissen eines einfachen Bauern, sogar gesunken, stellte Smith fest. Er führt dies auf die Arbeitsteilung zurück: „Im Fortschritt der Arbeitsteilung wird die Beschäftigung ... der großen Masse des Volkes, auf wenige sehr einfache Verrichtungen, oft nur auf eine oder zwei, beschränkt. Der Mann, dessen ganzes Leben

ein paar einfachen Vorrichtungen gewidmet ist, deren Wirkungen vielleicht stets dieselben oder ziemlich dieselben sind, hat keine Gelegenheit, seinen Verstand anzustrengen oder seine Erfindungskraft zu üben ... Seine Geschicklichkeit in seinem Gewerbe scheint also auf Kosten seiner geistigen, geselligen und kriegerischen Fähigkeit erworben zu sein (*Wohlstand*: 871). Mit technischem und technologischem Fortschritt verschlechtert sich nur dieser Zustand. Der Soziologe Richard Sennett liefert in seinem kurzen Buch *Der flexible Mensch* sehr einleuchtende Beispiele, wie in unserem digitalen Zeitalter der Bedarf an Denkfähigkeit, ja sogar an gesundem Menschenverstand in vielen Berufen immer weiter sinkt. Während die Menge der neuen Erkenntnisse also immer weiter wächst, wird von einer immer größeren Mehrheit der Menschen immer weniger verlangt. Nicht wenige Soziologen und Psychologen sprechen schon offen von einer beschleunigten Verdummung der Menschen in den Ländern des westlichen klassischen Kapitalismus.

Komplexere Denkweisen haben leider auch noch eine Eigenschaft. Um befähigt zu sein, in komplexen logischen Zusammenhängen zu denken, braucht es viel Zeit und Mühe, und man muss mit dem Lernen schon in der Kindheit beginnen. Benutzt man solche einmal erlernten Denkweisen später nicht mehr, verliert man diese Befähigung sehr schnell. Mit Geometrie lässt sich das gut verdeutlichen, da sie zur Grundausbildung gehört. Jeder, der die Geometrie nach der Schule nicht beruflich zu benutzen brauchte, hat das Erlernte sehr schnell vergessen. Er merkt es spätestens dann, wenn er seinen Kindern schon in den unteren Klassen die Fragen aus der Geometrie nicht beantworten kann. Mit den Übungen im komplexen Denken ist es nicht anders als mit dem körperlichen Training, wo man mit viel Anstrengung die äußere Körperform beeindruckend verändern kann, wenn man aber aufhört zu trainieren, kommt die alte sozusagen schlappe Körperform zurück. Wenn also dem Menschen eine komplexere Denkweise nicht nötig ist, denkt er nur nach Analogie, was ihm als Fähigkeit der Menschen angeboren ist und die er auch nicht verlernen kann.

Damit aber jetzt nicht irgendwelche Missverständnisse entstehen, soll zu logisch komplexeren Denkweisen etwas gleich bemerkt werden. Es machte keinen Sinn, Menschen zu zwingen, sozusagen lebenslang dieses Denken zu trainieren, unabhängig davon, ob diese Fähigkeit einem nützlich wäre oder nicht. Solche Denkweisen sind nämlich nur eine der Möglichkeiten der geistigen Selbstverwirklichung des Einzelnen, aber nicht für alle sollte gerade diese Möglichkeit die beste Wahl sein. Es gibt viele solche Möglichkeiten und es ist auch gut so. Hier geht es uns nur darum, dass es keine erfolgreiche Sozial- und Wirtschaftswissenschaften geben kann, die nicht auf logisch komplexen Denkweisen beruhen.

Wir leben also in der Zeit eines unglücklichen Zusammentreffens der Umstände, wo die Geisteswissenschaften aus sich heraus kein Interesse haben, sich zu ändern, und die Gesellschaft sie auch nicht dazu drängt, am Fortschritt in *humanitärem und sozialen Sinne* zu arbeiten. Das neoliberale „Ende der Geschichte“ (Fukuyama) äußert sich immer mehr als ein Ende der Kultur, der Humanität und der Gerechtigkeit. Aber auch wenn heute nichts die Hoffnung weckt, dass sich diesbezüglich etwas ändern könnte, kann man doch nicht bestreiten, dass wir auch damals, vor Beginn der Moderne, keine wesentlich andere Lage hatten. Nicht einmal Fortschritt im Sinne der Naturwissenschaften kannte man damals. Und es ist trotzdem eine neue Epoche

entstanden. Aber wie? Es mussten sich gewisse äußere Umstände geändert haben, dass es dem menschlichen Geiste nützlich und sinnvoll erschienen ist umzudenken. Darüber, um welche neuen Umstände es sich hätte handeln können, haben viele nachgedacht, so dass es diesbezüglich auch manche Erklärungen gibt, so dass es kaum möglich wäre, noch eine wirklich originelle zu finden. Ich wähle auch eine schon bekannte, die ich nicht nur für überzeugend halte, sondern in der ich auch ein Muster sehe, nach dem sich so etwas wie Aufklärung und Rationalismus wiederholen könnten - natürlich unter veränderten Umständen und mit spezifischen Merkmalen.

11.3a *Überwindung der analogischen Denkweise durch mehr Informationen und mehr Kommunikation*

Fangen wir mit dem späten Mittelalter an. Die Renaissance, die gegen Ende des 14. Jahrhunderts einsetzte, war die Epoche, als der Geist des Abendlandes begonnen hat, sich von der geistigen Herrschaft der katholischen Kirche zu befreien. Begonnen hat die Renaissance mit einer intensiven Suche nach Handschriften, Bauten, Inschriften und Skulpturen der klassischen griechisch-römischen Zivilisation und mit dem Studium der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache. Das Motto lautete: „Zurück zu den Quellen!“ Vorerst ging es dem neuen Geist nur noch um humanistische und ästhetische Emanzipation von der Kirche. Das an sich hat noch keine Ansprüche an ein neues Denken gestellt. Was konnte es dann sein, was das Interesse des neuen Geistes nach rationalem Denken weckte? Das Studium der alten Denker und Philosophen konnte dazu auch nicht reichen. Damit haben schon die arabischen Gelehrten begonnen, auf neue Gedanken hat sie das nicht gebracht. Die mittelalterliche Scholastik hat auch große Mühe darauf verwandt, das antike philosophische Erbe weiterzuentwickeln, aber alles ist ins Leere gelaufen. Es gibt andere Erklärungen dafür, warum der Geist begonnen hat, sich für ein anderes Denken zu interessieren, und es sind nicht wenige. Eine wäre die *Entdeckung des Buchdrucks*. Schon der Reformator Martin Luther sah gerade im Buchdruck „die letzte, unauslöschliche Flamme der Welt“, aus Gründen, die nicht schwer zu begreifen sind.

Die Gutenberg-Bibel war das erste gedruckte Buch in der Geschichte (1452-54). Die neue Technik war es, die den Menschen ermöglichte, die Bibel selbst in die Hände zu nehmen und zu lesen, so dass die Geistlichen und Pfarrer nicht mehr einfach Stücke aus ihr herausreißen und diese noch so auslegen konnten, wie es ihnen gerade passte. Die Menschen haben die Möglichkeit bekommen zu unterscheiden, was die authentischen biblischen Botschaften sind und was die Kirche als Dogmen statuierte. Nach der Bibel wurden auch weitere Bücher in ständig größeren Mengen gedruckt und das hat viel geändert. Waren den Menschen davor nur Meinungen, Gesinnungen und Tatsachen seiner nächsten Umgebung bekannt, konnten sie jetzt durch gedruckte Texte andere, aus der weiten Welt kommende kennenlernen und sie auch vergleichen. Der Geist wurde geweckt und er setzte sich in Bewegung. Aber der neue Geist hat nicht gleich den Weg zu Aufklärung und Rationalismus gefunden, sondern er wurde zuerst durch irrationale Gefühle überwältigt, wie Fanatismus (Reformation) und Pessimismus (Barock), die schon genug Übel und Leid gebracht haben. Dann kam auch noch der verheerende Dreißigjährige Krieg (1618-1648). Erst danach begann sich alles zu ändern, zuerst langsam und dann immer schneller. Am Ende des 18. Jahrhundert hat die westliche

Welt die klar erkennbare Gestalt angenommen, so wie wir sie heute kennen. Das alles wäre nie zustande gekommen, wenn sich damals die Menge der Informationen - sowohl über Tatsachen als auch über Meinungen und Auffassungen – nicht durch gedruckte Texte objektiv vielfach vergrößert hätte und die Denker dadurch nicht viel einfacher untereinander kommunizieren konnten.

Dem Papierdruck folgten weitere technische Erfindungen für die Verbreitung von Informationen und Daten, Rundfunk und Fernsehen, die aber nur beschränkt der Mehrheit bzw. dem zivilisatorischen Fortschritt dienen. Sie sind nämlich dermaßen teuer, dass sie zuerst nur der Staat finanzieren konnte, und später kam es sogar noch schlimmer. Nach der neoliberalen Konterrevolution konnte die westliche Oligarchenkaste die von ihr durchgesetzten Steuersenkungen für den Kauf dieser Medien benutzen, sowie für alles andere, was früher dem Staat gehörte. Es begann eine Zeit der privaten Medien, der privaten Schulen, Unis und wissenschaftlichen Institutionen, und insbesondere der privaten *nichtstaatlichen Organisationen*. Letztere sind so etwas wie die perfekten ideologischen Schlägerbanden der Reichen und Mächtigen. Der Besitz von Rundfunk und Fernsehen hat es der westlichen Oligarchenkaste ermöglicht, das Bewusstsein der Mehrheit dermaßen zu bestimmen, wie es in der ganzen Geschichte keiner herrschenden Klasse je gelungen ist. Nie davor, nicht einmal im „dunklen“ Mittelalter, war es möglich, aus einem Zentrum heraus so viele Menschen gleichzeitig zu erreichen und damit zu bestimmen, was das Volk zu erfahren, zu wissen und zu glauben habe, sowie was richtige wissenschaftliche Erkenntnisse sein sollen - die der Geisteswissenschaften insbesondere. Da stellt sich die Frage, ob hier die neuen Informations- und Kommunikationstechniken etwas wesentlich ändern können und wenn ja, wie und was?

Lenin hätte es wissen müssen, als er sagte, dass eine revolutionäre Situation dann entsteht, wenn die Oberen es nicht anders können und die Unteren es nicht weiter so wollen. Mit einzelnen Rebellen und Revolutionären kam der Staat immer zurecht. Erst wenn die sogenannte „Masse“ aktiv wird, kann sich etwas gesellschaftlich ändern. Die Herrschenden neigen zu der Meinung, mit Propaganda würde man immer die Unteren beherrschen können, sie können sich nämlich beliebig viele Politiker und Medienspezialisten kaufen, aber die historische Erfahrung bestätigt das nicht. Das Monopol auf Meinungsbildung und Wirklichkeitsdeutung kann sogar den Oberen schaden. Wenn jede Kritik unterdrückt wird, verkennen die Herrschenden die Lage und verpassen die Möglichkeit, minimale gesellschaftliche Änderungen durchzuführen, die von ihnen nicht viel abverlangt hätten. Wenn das in der Geschichte nicht gelingt, verläuft sie so, wie es schon Platon festgestellt hat: Zuerst bricht Anarchie aus, die dann in Diktatur („Tyrannei“) endet. Ob also zum Guten oder zum Bösen, die *Kritik der Zustände und der offiziellen Autoritäten* kann nur gut und nützlich sein. Und sie muss zuerst von breiten Schichten des Volkes kommen - auf neue Konzeptionen und führende Persönlichkeiten kommt es erst später an. Deshalb machen wir uns zuerst Gedanken darüber, ob die neuen Informations- und Kommunikationstechniken der Mehrheit hilfreich sein können, durch Kritik gewisse Änderungen zu erzwingen, auch wenn diese Mehrheit für gesellschaftliche Fragen mehr oder weniger inkompetent ist.

- **Kritische Tatsachenprüfung:** Heute ist es buchstäblich allen Menschen möglich, sich im Internet und den sozialen Netzen zu organisieren, die Prüfung der veröffentlichten

Tatsachen selbst zu übernehmen und sich sozusagen „aus erster Hand“ zu informieren. Das kann den staatlichen und privaten Medien wesentlich erschweren, Tatsachen zu manipulieren, zu leugnen oder zu fingieren. Die „einfachen“ Menschen können selbst echte Journalisten sein, was besonders wichtig geworden ist, da die meisten professionellen Journalisten zu geistigen Söldnern der Reichen und Mächtigen geworden sind.

- **Kritische Leistungsprüfung:** Die „Experten“ im Dienste der Reichen und Mächtigen haben die Aufgabe, dem Volke zu erklären, wie gut es regiert wird und wie gut es ihm geht, und natürlich wie alternativlos die aktuelle Ordnung ist. Damit solche „Experten“ dem „einfachen“ Menschen bzw. Laien überzeugend erscheinen, sollen sie besondere Fähigkeiten besitzen, die man im Allgemeinen als *Datenkenntnis* und *Schlagfertigkeit* bezeichnen kann. Ein Laie kann nämlich nur schwer zwischen Bildung und Denkvermögen unterscheiden. So erscheint ihm derjenige als der Überzeugendere, der viele Daten im Gedächtnis hat und die zum eigenen Argument passenden schnellstmöglich präsentieren kann. Datenkenntnis und Schlagfertigkeit sollen insbesondere in öffentlichen Diskussionen zum Ausdruck kommen. Bei solchen Diskussionen werden den präferierten „Experten“ auch „geeignete“ Opponenten gegenübergestellt, solche, die ihre alternativen Auffassungen sehr schlecht präsentieren und verteidigen können. In der Zeit der teuren Medien wie Rundfunk und Fernsehen konnte der Laie nichts nachprüfen, wie skeptisch er auch sein mochte. Mit den neuen Informations- und Kommunikationstechniken hat sich das wesentlich geändert. Auch wenn der Laie theoretisch mehr oder weniger wissensmäßig überfordert bleibt, wird er im Internet und den sozialen Netzwerken vieles erfahren können, was in der Propaganda verheimlicht oder nicht richtig dargestellt ist. Er wird Erfolge und Misserfolge der Regierung und ihrer „Experten“ besser bewerten können. Schon Aristoteles war der Meinung, dass der Laie dem Spezialisten nicht hilflos ausgeliefert ist, da er die Möglichkeit hat, das Können der Spezialisten anhand ihrer praktischen Leistungen zu bewerten.

Kritik war für Reiche und Mächtige schon immer peinlich und unerträglich und die Kritiker wurden behindert und verfolgt. Heute ist das nicht anders. Dafür spricht der Umgang mit den bekannten Namen wie etwa Assange, Snowden und Durow - vielleicht bald mit Musk, wenn er nicht wie etwa Zuckerberg zu Kreuze kriechen würde. Aber Kritik *alleine* ist nie imstande, in der Gesellschaft etwas wirklich wesentlich und nachhaltig zu verändern. Aus dem Verlauf der Moderne ist das deutlich erkennbar. Als die Bibel alle lesen und Widersprüche zur Kirchenlehre feststellen konnten, haben all die folgenden Reformationen und Kriege für die „wahre“ christliche Lehre nie moralisch bessere Menschen und eine christlichere Gesellschaft geschaffen als die katholische Kirche davor. Eine neue Epoche entsteht nicht durch Kritik der alten, sondern durch ein anderes Denken über Mensch, Gesellschaft, Natur und Denken selbst. Gerade das machte die Aufklärung und den Rationalismus aus. Die Denker und Philosophen am Ende des Mittelalters und Beginn der Moderne haben das Herumbasteln der Scholastiker mit Ideen verlassen und neue, logisch komplexere Entwürfe bzw. Visionen geliefert, wie der Mensch sich sozial anders und besser organisieren und wie er die Natur zu eigenem Vorteil beherrschen kann. Das neue Denken konnte seine Nischen auch deshalb ungestört bilden, weil beim Übergang vom

Mittelalter zur Moderne die Kirche kein geistiges Monopol mehr hatte und die neue Klasse sich noch nicht etablieren konnte. Solche Nischen für unabhängige, kreative und originelle Geister haben neue Informations- und Kommunikationstechniken ermöglicht, in einem Maße, wie man es sich früher nicht hätte vorstellen können. Es gibt keinen ernsthaften Grund daran zu zweifeln, dass dort früher oder später geistige Produkte entstehen werden, die dem Strom des Geschehens neuen Sinn und neue Richtungen weisen werden. Keynes hat dies auf den Punkt gebracht: „Ich bin überzeugt, dass die Macht erworbener Rechte im Vergleich zum allmählichen Durchdringen von Ideen übertrieben ist. Diese wirken aber nicht immer sofort ... Aber früher oder später sind es Ideen, und nicht erworbene Rechte, von denen die Gefahr kommt, sei es zum Guten oder zum Bösen.“ Zu bemerken dazu ist hier nur, dass Keynes nicht „Ideen“ von Platon oder anderen reduktionistischen Philosophen im Sinne hatte, sondern neue theoretische Entwürfe oder gar Paradigmen.

Sowohl wenn Zustände durch Laien kritisiert werden als auch wenn Alternativen von Menschen entworfen werden, die sich dazu kompetent fühlen, ist das immer direkt oder indirekt ein Angriff auf offizielle Autoritäten. Da diese Autoritäten Produkte der Bildung sind, wird dadurch auch die Bildung selbst abgewertet. Auf den ersten Blick scheint dies gar nicht nützlich zu sein. Die Bildungsbürger betrachten sich als wahre Träger der seriösen Wissenschaft. Aber sind sie es wirklich? Im Mittelalter hielten sich die Kirchenmänner für Träger des Christentums, vorsichtig gesagt war es jedoch oft genug nicht der Fall. Wissenschaft hat zwar Bildung nötig, aber diese ist nicht schon *an sich* Wissenschaft. Viel schlimmer ist es, wenn Menschen Bildung auch als Denkvermögen zu verstehen neigen, da sie sich voneinander ganz deutlich unterscheiden können. Um das zu verstehen, kann *künstliche Intelligenz* ein gutes Beispiel liefern.

Wenn sich Intelligenz so messen lässt, wie schnell jemand Aufgaben im Intelligenztest löst, ist die Intelligenz der sogenannten künstlichen Intelligenz ungeheuer hoch. Die KI kann schon heute solche Tests fast unendlich mal schneller lösen als jeder Mensch. Aber was bedeutet das? Die Märchen über die Genialität der KI sind eigentlich nur neue Produkte der Ideologie. Lässt man die KI etwa Texte aus einer Sprache in eine andere übersetzen, sieht ihre Übersetzung, selbst wenn die Sprachen verwandt sind, nicht sehr intelligent aus. Man merkt, dass die KI die Syntax von Sätzen ziemlich gut beherrscht, den Kontext von Texten aber gar nicht begreift. Das hat damit zu tun, wie die KI funktioniert. Man kann der KI bzw. dem PC nicht ein Problem beschreiben und dieses gibt einem dann die Lösung dazu. So zu arbeiten hat der PC nicht gelernt. Künstliches Lernen bedeutet etwas anderes. Man gibt dem PC Beispiele und aus ihnen kann das „intelligente“ Programm statistische Muster erkennen. Solche Muster kann man nach dem Prinzip *Reiz-Reaktion* benutzen. Wir lachen, die KI lacht auch. Davor hat KI aus den Daten unseres Gesichtes nach dem Muster des Lachens unser Lachen *analogisch* erkannt. Wenn wir die KI etwa nach Putin fragen, wird sie uns das erzählen, was wir in ihrem Speicher davor über Putin eingetragen haben - was es in unserem kollektiven Westen sein wird, können wir uns ja denken. Die gerade erwähnten Intelligenztests bestehen aus Aufgaben, deren Lösungen auf logisch strenge Algorithmen zurückgehen, die nichts anderes als auch nur Muster sind, deshalb ist auch hier die KI unschlagbar. Das verleiht ihr ein Gesicht von übermenschlicher Intelligenz, aber hinter diesem

Gesicht befindet sich trotzdem nur eine ganz und gar nicht intelligente Maschine. Allgemein und prägnant gesprochen, die KI kann *Standardprobleme mit Standardverfahren lösen*. Noch einfacher ausgedrückt, die KI kann Routineaufgaben, auch wenn sie so umfangreich und kompliziert sind, dass sie sogar die Vorstellungskraft des Menschen sprengen, fast unbegreiflich schnell erledigen. Nichts spricht dafür, dass die KI etwas anderes kann. Das könnte vielleicht reichen, sogar eine starre statische Ordnung zu steuern, was die westliche Oligarchenkaste so begeistert und bei ihr feuchte Träume über ewige und totalitäre Macht weckt. Es kann dabei aber etwas ganz schief gehen, was nicht einmal Orwell in den Sinn kam. Er fand es selbstverständlich, dass sich Untertanen immer weiter vermehren und alle Schikanen und Leiden ertragen werden, und eine kleine Minderheit wird sich bequem an dem Gedanken ergötzen, zu welcher höheren Menschenart sie doch gehört. Anstatt dessen kann sich die Spezies Mensch entbiologisieren und degenerieren und still von dem Planeten verschwinden. Unausweichlich ist es aber nicht, und gerade die KI könnte auch neue Möglichkeiten eröffnen.

Wenn man KI mit Standardmustern und -verfahren für die Lösung der Standardprobleme programmiert und sie mit richtigen Daten versorgt, ist das prinzipiell nichts anderes, als wenn Spezialisten gebildet werden. Da die KI in dieser Hinsicht unvergleichlich mehr leisten kann, oder es bald können wird, wird der Bedarf an ideologischen Spezialisten, die sich nur durch *Datenkenntnis* und *Schlagfertigkeit* auszeichnen, immer mehr zurückgehen. Das heißt auch, dass die Bildung wie wir sie kennen ihren heutigen Sinn und Zweck immer mehr einbüßen wird. Und dem wäre auch gut so. Anstatt Menschen und insbesondere Kinder so wie bisher zu bilden, sie stur büffeln zu zwingen, kann man sie lehren, logisch und kreativ zu denken, und trainieren, wie sie ein solches Denken auf Tatsachen und Situationen des praktischen Lebens anwenden können. Das könnte zur nächsten Epoche führen, in der Aufklärung bzw. Rationalismus eine qualitativ höhere Stufe im Vergleich zu der im 18. Jahrhundert erreichen könnte. Wie diese Epoche konkret aussehen könnte, können wir nicht einmal ahnen, wie auch keiner vor dem Dreißigjährigen Krieg ahnen konnte, wie die Welt nach gut einem Jahrhundert aussehen würde.

11.3b Überwindung der Ethik von Gut und Böse durch neue Informations- und Kommunikationstechnik

In Bezug auf die Ethik von Gut und Böse ist schon oben festgestellt worden, dass sie sehr alt ist, so alt wie die Menschheit selbst. Der Mensch ist nämlich einzigartig in der lebenden Welt, da er nicht nur sozial leben kann, das kommt im Tierreich oft vor, sondern er ist ein Wesen, das sich seiner Taten bewusst ist und sie nach bestem Wissen und Gewissen bewerten und rechtfertigen muss. Diesem Zweck dient die Ethik von Gut und Böse. Dazu ist schon oben mehr gesagt, jetzt wird nur das Wichtigste kurz zusammengefasst, um dann näher zu erörtern, wann diese Ethik im real existierenden Kapitalismus üblicherweise nötig ist und in welcher Form sie sich zuletzt gezeigt hat.

Der Mensch als Individuum lebte schon immer in der Gruppe, so dass sich bei ihm evolutionär ein Bedürfnis nach Kooperation und Solidarität entwickelte. Dieses Bedürfnis erscheint bei ihm als Instinkt, aber zugleich ist der Mensch sich dieses Bedürfnisses bewusst, so dass es sinnvoll ist, über „ethische Gefühle“ (Smith) zu

sprechen. Solche Gefühle in der Form altruistischer Moral sind unbrauchbar in Situationen, in denen sich die Gruppe in einer existenzbedrohenden Lage befindet. Die ganze Geschichte bestätigt, dass dann der Mensch bereit ist, seine Artgenossen aus anderen Gruppen sogar zu töten. Einige Denker und Philosophen am Anfang der Moderne haben dieses Verhalten als „natürliches Recht“ bezeichnet. Dem Recht oder auch dem Instinkt, um jeden Preis zu überleben, widersprechen die sozusagen normalen „ethischen Gefühle“, und um diese zu überlisten, hat der Mensch die Ethik von Gut und Böse erfunden. Opfer werden entmenschlicht, damit man ihnen mit gutem Gewissen etwas Böses antun kann, sie zu berauben, zu vertreiben oder sogar zu töten. Das ist auch die praktische Aufgabe aller Kriege und auch der Kriege des Kapitalismus bis heute. Schließlich ist die Ethik von Gut und Böse bestens für eine Ideologie des Krieges geeignet.

Das bedeutet zwar nicht, dass sie selbst Kriege verursacht, aber wenn diese Ethik schon zur Verfügung steht, entscheidet man sich viel leichter dafür, Krieg als naheliegende Lösung für Probleme zu benutzen, auch wenn vielleicht bessere Lösungen möglich wären. So hat man im Mittelalter Kreuzzüge organisiert, als Kirche und Adel befürchteten, schlechte Ernten oder Überbevölkerung könnten zu inneren Unruhen führen. Wie schon oben festgestellt, werden im real existierenden Kapitalismus üblicherweise periodische Zusammenbrüche der freien Marktwirtschaft mit Kriegen überwunden. Um dann beim Volk Zustimmung für den Krieg zu erzeugen, also den kollektiven Instinkt zur Selbstopferung bei ihm zu wecken, benutzt man die Ethik von Gut und Böse dazu. Sie wird zur Stoßrichtung aller ideologischen Anstrengungen und zum wichtigsten Kriegstreiber. Wenn man diese Ethik als solche enttarnt, dürfte es den Herrschenden sicher schwerer fallen sie anzuwenden.

Erwähnt wurde auch schon, dass der westliche Kapitalismus seit 2008 seine ökonomische Krise nicht lösen kann, geopolitische Spannungen nehmen immer weiter zu und auch über einen möglichen Weltkrieg zwischen dem kollektiven Westen und dem globalen Süden wird schon geredet. Die Zeit, in der wir leben, bietet uns leider die Möglichkeit, die Ethik von Gut und Böse konkret empirisch zu prüfen, wie sie praktisch angewandt wird und wie sie wirkt. Um diese aktuelle Ethik leichter zu begreifen und zu erklären, ist es hilfreich, ihre früheren Formen kurz zu erwähnen. Jede Ethik von Gut und Böse ist den konkreten historischen Umständen angepasst, und so wie sich diese Umstände im westlichen Kapitalismus geändert haben, sind zwei solche Ethiken entstanden. Die erste ist ursprünglich englisch, die zweite ursprünglich deutsch. Die deutsche ist mit notwendigen Anpassungen heute zur Ethik von Gut und Böse des ganzen kollektiven Westens geworden. Abschließend machen wir uns Gedanken darüber, ob die neuen Informations- und Kommunikationstechniken beitragen könnten, die Ethik von Gut und Böse als sozusagen moralischen Treibstoff der Kriege zu enttarnen, um ihre Anwendung zumindest zu erschweren.

Fangen wir mit dem Entstehen des Kapitalismus an. Es ist schon ausreichend dargestellt worden, dass hier die Entdeckung der neuen Kontinente von einschneidender Bedeutung war. Die erste Zeit, als einzelne Abenteurer einfach kreuz und quer als Banditen herumzogen und geraubt haben, um dann mit der Beute zu verschwinden, ist für uns nicht wichtig, sondern die Zeit, als von westeuropäischen Staaten Kolonien geschaffen worden sind. Die Unterdrückung, Ausbeutung und Versklavung dieser

Kolonien haben die westlichen Kolonialherren moralisch für eine vornehme und wohlwollende Mission erklärt, um angeblich die ganze Menschheit auf den Weg des Fortschritts zu bringen, also zu zivilisieren. Was man den Bewohnern der Kolonien angetan hat, erklärten sie auch noch für die „Bürde des weißen Mannes“ (Rudyard Kipling). Das wäre sozusagen die klassisch-kapitalistische Version der Ethik von Gut und Böse. Den Zynismus des Bonmots vom „Bürde tragen“ konnte vielleicht erst Papst Johannes Paul II. mit seinem Wort von der „glücklichen Schuld“ überbieten.

Diese geopolitische Lage hat sich durch das ökonomische Wunder in Deutschland nach den preußischen Reformen („Stein-Hardenbergsche Reformen“) geändert. Es geschah etwas, was davor vielleicht nicht vorstellbar war. Ein feudales Land bzw. seine Wirtschaft wurde ohne Kolonien nicht nur industrialisiert, sondern hat seine westlichen Nachbarn in wenigen Jahrzehnten ökonomisch eingeholt und überholt. Den ersten kapitalistischen Ländern ist es gelungen, die Marktwirtschaft funktionsfähig zu machen, indem sie deren Absatzprobleme und Nachfragemangel in die Kolonien „exportiert“ haben, aber warum war die deutsche Marktwirtschaft auch ohne Kolonien funktionsfähig? Die preußischen Eliten haben nach den Napoleonischen Kriegen etwas richtig verstanden, dass nämlich Deutschland ohne Industrie nicht zu retten wäre. Und es ist ihnen auch eine gleichermaßen einfache als auch geniale Idee eingefallen, die sie berechtigt, sich für eine Elite im echten Sinne des Wortes zu halten. Sie haben gleichzeitig Konkurrenz eingeführt und staatlich in Menschen (Ausbildung) und Industrie investiert. Warum das eine ohne das andere nicht funktionieren würde, kann man kreislauftheoretisch genau erklären. Eine beschleunigte Produktion der Produktionsgüter (YK') ist ein Faktor, der sehr effektiv das Entstehen des Nachfragemangels verhindert und somit bewirkt, dass die Wirtschaft nicht abstürzt, sondern weiter wachsen kann. Das habe ich theoretisch anderswo näher erörtert (Kapitel 3.2d), für uns ist jetzt wichtig, daraus eine notwendige Schlussfolgerung zu ziehen. Ein Wachstum im Bereich der Produktion von Produktionsgütern lässt sich aus objektiven Gründen nicht immer weiter fortsetzen. Wenn eine Industrie auf dem aktuellen technischen Wissen einmal (real) aufgebaut ist, ist es so gut wie unmöglich, dort weiterhin zu investieren. Eine gegenteilige Auffassung, wie etwa die von Marx über die ständige Akkumulation des Kapitals (Kapitel 10.3a) ist einfach nur eine realitätsfremde metaphysische Schnapsidee. Und nun, was tun, wenn die deutsche „verspätete Nation“ ihre kapitalistischen Nachbarn in der industriellen Entwicklung eingeholt und überholt hat?

Einfach gesprochen, am Ende des 19. Jahrhunderts ist Deutschland im Kapitalismus angekommen und seine Probleme sind die gleichen geworden wie die der alten kapitalistischen Wirtschaften: Absatzprobleme und Nachfragemangel. Und eine originelle Lösung für diese sozusagen „klassischen“ Probleme der Marktwirtschaft ist der preußischen Elite nicht eingefallen. Die preußische Elite ist auf das alte mentale Niveau der Junker zurückgefallen, zu einer üblichen kapitalistischen Oligarchenkaste geworden. Das erste und eigentlich das einzige deutsche Wunder war vorbei und aus Deutschland waren für sein Überleben Kolonien unbedingt nötig. Nachdem aber Kolonien unter den klassischen kapitalistischen Ländern bereits aufgeteilt waren, wurde den verbürgerlichten Junkern schnell klar, dass sie ihren „gerechten“ Anteil am Weltmarkt und den Weltressourcen nicht anders als nur mit Kriegen erzwingen können.

Bildlich gesprochen, Deutschland ist zu einem typischen kapitalistischen Raubtier geworden. Um beim deutschen Volk Zustimmung für den Krieg zu erzeugen, also den kollektiven Instinkt zur Selbstopferung zu wecken, brauchte man dazu eine Ethik von Gut und Böse. Aber als „verspätete Nation“ konnte Deutschland nicht den Anspruch erheben, man würde für Kolonien kämpfen, um sie angeblich zu zivilisieren. Diese „Bürde“ hatten nämlich schon andere auf sich genommen und die waren nicht bereit, sie jemand anderem abzugeben. Man brauchte also eine neue überzeugende Ethik von Gut und Böse, um das eigene Volk, jetzt waren es Wehrpflichtige, in Kriege um Kolonien zu schicken. Die metaphysisch verseuchte deutsche Philosophie seit Kant stand für eine solche Ethik zur Verfügung.

Ganz oben ist es schon näher erörtert worden, dass Kant in seiner Tugend- oder Gesinnungsethik den „guten Willen“ ganz explizit über Tatsachen stellt. Wenn „der moralische Wert der Handlung nicht in der Wirkung, die daraus erwartet wird, liegt“, kann es jedoch nichts anderes bedeuten, als dass das Gute für seine empirischen Folgen keine Verantwortung trägt. Diese anmaßende Ethik der deutschen Metaphysik wurde von den patriotisch-romantischen Literaten fleißig unterstützt, woraus bald ein Mythos über das „deutsche Wesen“, an dem „einmal noch die Welt genesen mag“, geboren wurde, also ein Mythos über Einzigartigkeit und Überlegenheit der deutschen Kultur. Es wäre seltsam, wenn als der nächste Gedanke nicht käme, diese angeblich überlegene Kultur und Sittlichkeit weltweit zu verbreiten. Deutschland habe, wie der Theologe Friedrich Fabri (1879) es formulierte, eine „Cultur-Mission“. Haben also früher Religionen ihre Völker zu „auserwählten“ erklärt, für das deutsche Volk haben es seine metaphysischen Philosophen getan.

Wenn man dem Guten bedingungslos verpflichtet („kategorischer Imperativ“) ist und empirische Tatsachen keine Relevanz haben - sie wären so etwas wie Schatten in der Platonischen Höhle -, warum sollte man sich da bei der Wahl der praktischen Mittel noch große Gedanken machen? Einen weiteren Schritt in Richtung dieser fatalen Ethik verdankt man Hegel. Mit seiner Auffassung vom Fortschritt als ständigem Kampf hat er ins Schwarze der deutschen imperialen Seele getroffen. Wenn nun die „Geschichte ein Schlachthof ist“ (Hegel), dann könnten Kriege für kulturellen Fortschritt nicht gegen Moral verstoßen, im Gegenteil. Sie würden, auf die Moral gestützt, den kulturellen Fortschritt beschleunigen und auf eine höhere Stufe bringen - wie bei Marx später. Und wer sollte solche Kriege nach Hegel führen, wenn nicht das Kaiserliche Reich, das Hegel schon für das „Ende der Geschichte“ erklärte. Man soll sich also nicht wundern, wenn die Philosophie von Hegel eine frenetische Begeisterung im Kaiserreich hervorgerufen hat. Nebenbei bemerkt, auch der metaphysische Bellizismus von Hegel war keine originelle Idee, sondern ein alter Wein in neuen Schläuchen, was die ganze deutsche Philosophie beginnend mit Kant wesentlich kennzeichnet. Hegel hat nur Heraklit von Ephesos mit dessen These, wonach „Krieg der Vater aller Dinge ist“, in einen neuen sprachlichen Wirrwarr eingekleidet.

Der 1. Weltkrieg ging für Deutschland verloren und hat es weiterhin ohne Kolonien gelassen. Nach diesem Weltkrieg ist die geopolitische Lage in der Welt jedoch anders geworden. Vor allem hat sich bei den Kolonien etwas geändert. Hatten sie davor gar nichts zu sagen gehabt, begann sich bei ihnen nun ein Selbstbewusstsein zu entwickeln. Eine noch weitreichendere Wirkung hatte die in Russland siegreiche kommunistische

Revolution. Zum ersten Mal in seiner Geschichte war der ganze westliche Kapitalismus existenziell bedroht, seine ganze „freiheitliche“ Kultur. Und dann, wie es nicht anders kommen konnte, ist auch die nächste periodische Krise im westlichen Kapitalismus ausgebrochen (1929) – eine schlimmere als je zuvor. Wie schon erwähnt, war es aus ihrer langen Erfahrung heraus der westlichen Oligarchenkaste bewusst, dass die freie Marktwirtschaft nicht aus eigener innerer Kraft heraus in den nächsten Zyklus (Aufschwung, Boom, Rezession, Krise) übergehen kann, und als einzige praktisch funktionierende Lösung hat sich nur der Krieg angeboten. Unter den neuen geopolitischen Bedingungen war aber die „zivilisatorische Mission“ untauglich, neue Kriege zu rechtfertigen und zu legitimieren, die „Cultur-Mission“ war dazu besser geeignet denn je. Der Kommunismus wurde zur schlimmsten Negation jeder Moral und Kultur erklärt, der als solcher mit allen Mitteln bekämpft und vernichtet werden sollte. Das erfolgreichste Narrativ für diese „Cultur-Mission“ hat der Faschismus bzw. Nazismus entworfen. Was war der Faschismus eigentlich?

Massenbewegungen bringen immer Persönlichkeiten an die Spitze, die am überzeugendsten Botschaften der Bewegungen formulieren und mit diesen weitere Menschen für sich gewinnen. Mussolini war bekanntlich Führer der faschistischen Bewegung in Italien. Die Ziele seiner Bewegung hat er in aller Deutlichkeit verkündet: „Wir haben alle geoffenbarten Wahrheiten zerfetzt, wir haben auf alle Dogmen gespuckt, wir haben alle Paradiese abgelehnt und über alle Scharlatane – die weißen, die roten und die schwarzen – gespottet, die mit Wunderdrogen hausieren, die der Menschheit das ‚Glück‘ bringen sollen. Wir glauben nicht an Programme, an Pläne, an Heilige, an Apostel; wir glauben erst recht nicht an das Glück, an das Heil, an das gelobte Land ... Wir kehren zurück zum Individuum“ (Popolo d’Italia, 1. Dezember 1920). Um sich persönlich zu überzeugen, was Mussolini als „Duce“ in Italien angerichtet hat, reiste Churchill nach Rom und zutiefst beeindruckt erklärte er Mussolini zum „italienischen Genius“. Bei Churchill hat also nichts in Italien irgendwelche Zweifel geweckt, etwa dass der Faschismus mit dem Kapitalismus nicht kompatibel wäre, auch wenn im Programm der italienischen Faschisten gewisse sozusagen „sozialistische“ Maßnahmen zu finden waren - wie auch später im Programm des Nazionalsozialismus. Die Vorstellung, mit Freiheit statt Wohlstand den Kapitalismus zu retten, haben dann Theoretiker des Liberalismus zum moralischen Imperativ erklärt, wie etwa Ludwig Mises (1881–1973), der als Leuchtturm des europäischen Liberalismus zwischen den Weltkriegen galt. In seinem Hauptwerk Liberalismus schreibt er: „Es kann nicht gezeugnet werden, daß der Faschismus und alle ähnlichen Diktaturbestrebungen voll von den besten Absichten sind und daß ihr Eingreifen für den Augenblick die europäische Gesittung gerettet hat. Das Verdienst, das sich der Faschismus damit erworben hat, wird in der Geschichte ewig fortleben“ (Mises 1927: 45). Ethisch betrachtet beruhte der Faschismus auf zwei Ideen: der Idee der Freiheit und der metaphysischen Idee des Guten. Es stimmt, dass Hitler das Gute nicht mit der Freiheit gleichsetzte. Aber ökonomische Freiheit war für ihn unantastbar, Kantianisch gedeutete Freiheit, als „eine bloße Idee, deren objective Realität auf keine Weise nach Naturgesetzen, mithin auch nicht in irgend einer möglichen Erfahrung, dargethan werden kann“, konnte für Hitler nicht das geringste Problem sein. Ein so praktischer Mensch wie Hitler konnte schnell begreifen, dass diese

Freiheit jedoch keine solche Anziehungskraft haben konnte, dass die Deutschen für sie in den Krieg ziehen würden, aber um die höhere deutsche Kultur - das „deutsche Wesen“ - vom Bösen zu befreien bzw. zu retten, schon. Die Mission der Freiheit von Mussolini ist gescheitert, die „Cultur-Mission“ von Hitler hat sich als unvorstellbar erfolgreich erwiesen. Hitler konnte das alte Europa vereinigen und in einen Kreuzzug gegen den Kommunismus und eigentlich den Rest der Welt schicken.

Da nun der 2. Weltkrieg sehr „unglücklich“ endete, will man alle seine Leiden, Zerstörungen und Tote auf einige Menschen mit dämonischen Kräften zurückführen. Um die zivilisatorische Schuld des Kapitalismus zu umgehen und zu vertuschen, hat dieser seine Schuld personifiziert. Aus heutigen Erzählungen im Westen bekommt man den Eindruck, dass Hitler fast eigenhändig alle Juden in die Gaskammern zerrte, Gashähne öffnete, slawische und andere Völker massakrierte usw. Sehr merkwürdig, wenn man bedenkt, wofür man dieses angebliche Monster vor dem Kriege hielt. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen europäischen Ländern wurde Hitler geradezu vergöttert, wie man es sich heute schwer in der Phantasie vorstellen kann. Sehr peinlich! Wie „hochentwickelt“ hätte eine solche Zivilisation tatsächlich sein können, wenn es angeblich einigen wenigen Psychopathen gelungen ist, ach so aufklärte und rationale Menschen an der Nase herumführen zu können? Den damaligen Eliten, die keine Eliten waren, fiel auch gleich die übliche „Erklärung“ dafür ein, nämlich alle Schuld den sogenannten „Massen“ in die Schuhe zu schieben. Aber es gibt viele Tatsachen aus zuverlässigen Quellen, die eindeutig dagegen sprechen. Ziemlich verständlich kann es uns da noch vorkommen, wenn die Großkapitalisten in Hitler die einzige Hoffnung, den Kapitalismus zu retten, erblickten und ihn großzügig unterstützt haben. Aber wie konnte es Hitler gelingen, eine überwältigende Mehrheit der Geisteswissenschaftler und „bedeutenden“ deutschen Philosophen zu begeistern? So rief Heidegger im Jahre 1933 mit all seinem Prestige als Denker und als Rektor der Universität die Freiburger Studenten auf: „Nicht Lehrsätze und Ideen seien die Regeln eures Seins. Der Führer selbst und allein ist die heutige und künftige deutsche Wirklichkeit und ihr Gesetz.“ Dafür hat sich Heidegger nie entschuldigt, was für sich spricht. Popper, der gerade seine Karriere als ein zorniger liberaler Kämpfer gegen den Totalitarismus begonnen hatte, fand, obwohl er als Jude vor den Nazis fliehen musste, trotzdem nie Zeit, sich mit dem faschistischen Totalitarismus auseinanderzusetzen.

Es ist eine unbestrittene Tatsache, dass es in jeder Gesellschaft und in jeder ihrer Schichten und Gruppen Räuber, Verbräcker, Sadisten, Soziopathen, Geisteskranke und auf verschiedene Weise sozial unangepasste und psychisch gestörte Individuen gibt, zu denen auch solche mit höchster Intelligenz gehören. Aber es ist genauso eine unbezweifelbare Tatsache, dass ihre Zahl immer klein ist. Die bösen Taten des Nazismus haben Menschen ausgeübt, die überzeugt waren einer Mission zu dienen, die zivilisatorisch so wichtig und so wertvoll wäre, dass es nicht dagegen sprechen sollte, eine beliebig große Zahl von „unverbesserlichen“ Artgenossen zu vernichten. Das lässt sich aus beliebig vielen Biographien entnehmen. Fangen wir gerade mit Hitler an. In all seinen Reden hielt er sich für einen Menschen des Friedens, der auch tatsächlich mit allen Friedensabkommen schloss: mit dem Vatikan, dann mit anderen europäischen Ländern und schließlich auch mit Stalin. Aber die anderen wollten nach Hitler gar keinen Frieden, sondern nur Krieg, da sie einfach nur böse Wesen waren und dadurch

ihm schließlich Kriege aufgezwungen hätten. Bemerkenswert ist, dass Hitler Vegetarier war und gern damit kokettierte, wie widerlich ihm Fleisch wäre, da es ihn ekelte, wenn er daran denke, wie in Schlachthäusern die Schlachter bis zu den Waden im Blut stehen. Nach eigenem Verständnis hielt sich Hitler für einen Menschen mit höchster Moral und als solchen gab er sich in ganz Europa, dem „zivilisiertesten“ Teil unseres Planeten, glaubwürdig aus. Als ein intelligenter Mensch mit einer raschen Auffassungsgabe war es ihm auch vollkommen klar, dass kein Volk im Verhältnis zu seiner Größe so viel für die Zivilisation geleistet hat wie die Juden, deshalb hat er ihnen auch nicht kognitive und andere Fähigkeiten abgesprochen, sondern ihn hat ihre angeblich außerordentliche moralische Verkommenheit immer wieder in Schauer und Entrüstung versetzt (Weikart: 303, 309). Und auch der Kommunismus war für ihn deshalb teuflisch, weil er marxistisch und damit „jüdisch“ war. Wahrscheinlich hat er fest daran geglaubt, dass die deutsche Hyperinflation absichtlich vom bösen Finanzjudentum verursacht wurde.

Für Teilnehmer einer kulturellen Mission haben sich schließlich sogar die Betreiber der KZs gehalten, die meinten auf ihre Weise würdige Kämpfer für alles Gute gegen alles Böse zu sein. Bei der Vergasung der Juden ließen sie Bach und Beethoven abspielen, was ein Sieg einer höheren und fortschrittlicheren Kultur gegen eine verkommene und gemeine symbolisieren sollte. Und damit man jetzt nicht auf den Gedanken käme, die Naturwissenschaftler und Techniker wären damals, aus welchen Gründen auch immer, bessere Menschen gewesen, dürfte vielleicht schon ein Beispiel reichen, um auch hier Klarheit zu schaffen. So hat ein Ingenieur von Topf & Söhne eine Innovation für die KZs vorgelegt, „einen vierstöckigen Verbrennungsofen, der ohne Koks oder Erdöl betrieben werden konnte: Die Leichen selbst gaben in dieser Konstruktion den Brennstoff her“ (Arendt 2006: 193). Aus dem „grünen“ Blickwinkel war das in der Tat eine saubere Lösung. Dr. Mengele wäre ein Vorzeigebeispiel für die Moral der Medizin - derjenigen mit dem Hippokratischen Eid. Zur moralischen Entlastung der Naturwissenschaften lässt sich als mildernd nur ein Umstand anführen: Sie waren und sind nicht berufen, Lösungen für soziale und ökonomische Probleme der Gesellschaft und damit auch des real existierenden Kapitalismus auszuarbeiten, sondern das ist die Aufgabe der Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler, die in den letzten zwei Jahrhunderten nicht weniger als katastrophal versagt haben.

Bei der oben durchgeführten allgemeinen Untersuchung der Ethik von Gut und Böse wurde auch noch festgestellt, dass ihre sozusagen letzte Ursache eine existenzbedrohende Lage der Population ist, wenn diese, um selbst zu überleben bereit wird, dafür eine andere Population zu opfern. Dabei ist unwichtig, wie die existenzbedrohende Lage entstanden ist. Eine solche kann auch durch die betroffene Population selbst verursacht werden, bzw. durch die politische und ökonomische Ordnung, die sie selbst errichtet hat, wie es mit der kapitalistischen Ordnung der Fall ist, die immer wieder wegen der freien Marktwirtschaft periodisch zusammenbrechen muss. Ein solcher Zusammenbruch begann damals mit dem Crash der New Yorker Börse (1929), als die große Depression begonnen hat. Deutschland war von ihr noch viel schlimmer betroffen als andere kapitalistische Länder, da die Lage schon davor ökonomisch sehr schlecht gewesen ist, wegen des verlorenen Krieges. Schließlich haben nicht wenige mit Recht festgestellt: „Wären Hitler und die Nazianalsozialisten nicht an die Macht gelangt, hätte es auch keinen Holocaust gegeben. Und sie wären

wahrscheinlich nicht an die Macht gekommen, hätte es keine wirtschaftliche Depression gegeben“ (Goldhagen: 7). Als bei den Nürnberger Prozessen Goering gefragt wurde, wie man das deutsche Volk dazu gebracht hätte, die schrecklichsten Dinge zu tun, antwortete er: „Es war sehr einfach, es hat nichts mit Nationalsozialismus zu tun, es hat etwas mit menschlicher Natur zu tun. Man kann es in einem nationalsozialistischen, kommunistischen Regime, in einer Monarchie und sogar in einer Demokratie tun. ... Wenn du es schaffst, einen Weg zu finden, um Menschen Angst zu machen, kannst du sie zu allem bringen, was du willst.“ Was er dabei verschwiegen hat, sei es ungewollt oder mit Absicht, ist seine blindwütige Agitation für den Kampf gegen das Böse, für den Sieg des Reiches des Guten auf der Grundalge des „deutschen Wesens“ bzw. des deutschen Übermenschen.

Es gibt viele Berichte darüber, wie schwer sich die normalen Menschen von den Nazis umerziehen ließen, um bereit zu sein, Kinder, Alte und Freuen zu töten. „Am Anfang waren sie noch verstört, hatten Alpträume und mussten sich übergeben. Wenige Wochen später aber machte es ihnen nichts mehr aus. Sie betranken sich, töteten nach Vorschrift, mitleidlos und ohne Skrupel, weil sie sich einredeten, einen Ehrendienst zu verrichten. Sie taten, woran andere zerbrochen wären, nicht aus niedrigen Beweggründen, sondern weil sie sich einredeten, die Menschheit von ihren Übeln zu befreien“ (Baberowski: 163) - so der amerikanische Historiker Christopher Browning, der diese Ereignisse erforschte. Wie es dem Menschen dann ebenso schwergefallen ist, sich von der Phantasie zu lösen, man hätte nur dem „kategorischen Imperativ“ gefolgt und dem Guten gedient, konnte man bei einem gewissen Krämer klar diagnostizieren. Vor dem Krieg war er wie viele Deutsche ein braver Bürger, dann hat er sich für den Tod zehntausender Menschen verantwortlich gemacht. Er hat sich während des ganzen Prozesses gegen ihn offensichtlich ganz ehrlich für einen Guten und Unschuldigen gehalten. Deswegen nannte ihn die Presse „Bestie von Belsen“. „Denn er sah sich nicht als Mörder, sondern als unbestechlicher Ordnungshüter, der sich nichts vorzuwerfen hätte. Noch in der Gefängniszelle glaubte er, dass auch die Ankläger ihren Irrtum einsehen und am Ende verstehen müssten, dass er nichts Verwerfliches getan habe. ... Er hätte sich auf eine schwere Kindheit berufen, auf Arbeitslosigkeit und Elend verweisen können, als Karrierist und Fanatiker, als Verführer oder Unbelehrbarer“ (Baberowski: 24) - hat jedoch nichts davon nutzen wollen. Es bot sich auch der Eindruck, seine Taten hätten ihm selbst nicht an sich gut erschienen, aber er betrachtete sich als einer, der aus der moralischen Pflicht, Deutschland zu retten, handelte.

Diese kurze Erinnerung an die metaphysischen und moralischen Grundlagen Nazideutschlands, an seine „Cultur-Mission“, ist nicht nur von theoretischer Bedeutung. Die heutige Ethik von Gut und Böse des kollektiven Westens in seinem Kampf gegen die ökonomische Krise, die seit 2008 dauert und sich vertieft, ist auch nur eine Spielart der kulturellen Mission. Die erbliche westliche Oligarchenkaste ist sich sehr wohl bewusst, dass eine solche Krise nicht von alleine verschwinden wird und dass sie nolens volens einen ordentlichen Krieg anzetteln muss, bevor die Menschen nicht wieder beginnen gegen den Kapitalismus zu rebellieren. Dazu muss die Oligarchenkaste eine Zustimmung für den Krieg beim Volk erzeugen, den kollektiven Instinkt für die Selbstopferung bei ihm wecken, und daran wird fleißig gearbeitet. Zum einen werden existenzielle Ängste bei der Bevölkerung geweckt: Ozonloch, Waldsterben, Pandemie,

Klimakatastrophe ... und zum anderen werden für das Versagen des Kapitalismus angeblich unterentwickelte Kulturen verantwortlich gemacht und angeprangert. Aber so einfach wie vor und zwischen den Weltkriegen lassen sich nicht mehr eine gute und eine böse Kultur definieren. Für die neue kulturelle Mission musste eine neue Sprache („Neusprech“) erfunden werden, was sich aber auch nicht als besonders schwierig erweisen sollte. „Demokratie“ und „Menschenrechte“, wie man sie im real existierenden Kapitalismus versteht, sind das Gute, alles andere ist das Böse und soll vernichtet werden. Die Stimmung für Krieg wird im kollektiven Westen überall und in allen möglichen Formen geschürt, so dass es eigentlich überflüssig ist, Beispiele dafür vorzulegen. Und es wird zur Eile ermahnt. Würde man angeblich „Demokratie und Menschenrechte“ nicht verteidigen, auch um den Preis eines „gerechten“ Krieges, würde die höhere westliche Kultur durch den bösen Gegner bestimmt zerstört werden, warnen uns alle, die sich für unsere demokratischen Vertreter und Verteidiger von „unseren“ Werten halten. Beispiele dazu erübrigen sich eigentlich auch. Eins ist jedoch erwähnenswert, da es sich auf die höchste politische Stelle bezieht, auf den EU-Chefdiplomaten Borrell. Bei einem Treffen mit jungen Diplomaten (Brügge, 13.10.2022) hat er die Zielrichtung der westlichen Geopolitik klar bezeichnet: „Wir sind ein Garten ... der Rest der Welt ist ein Dschungel. Die Gärtner müssen in den Dschungel gehen.“ Es wäre natürlich kein Angriffskrieg, so etwas wäre einer höher entwickelten Kultur unwürdig, sondern es wäre nur ein Verteidigungskrieg. Das kennt man aus der Geschichte nur allzu gut.

Die Frage zu beantworten, ob es zum nächsten Weltkrieg kommt oder nicht, würde jede wissenschaftliche Methode überfordern und schließlich wird auch hier eine solche Vorhersage nicht gewagt. Eine seriöse Wissenschaft kann aber Faktoren untersuchen, die den Ausbruch des Weltkriegs auf eine oder andere Weise relevant beeinflussen. Wie schon erwähnt, gehören zu den wichtigsten dieser Faktoren nach meiner Auffassung die neuen Informations- und Kommunikationstechniken. Diese meine Auffassung beruht auf der Annahme, dass sie die Wahrnehmung der „einfachen Menschen“ bestimmen oder zumindest wesentlich beeinflussen, und auf die Forschung der Geisteswissenschaften zwar indirekt aber trotzdem wesentlich wirken. Wir untersuchen jetzt diese Wirkungen konkret, im kollektiven Westen und im globalen Süden. Daran anknüpfend werde ich meine Überlegungen vorlegen, wie sich vielleicht unter gewissen glücklichen Umständen nicht nur ein drohender Krieg und andere Katastrophen verhindern ließen, sondern es zur Entwicklung einer neuen Epoche kommen könnte, die unsere erschöpfte, degenerierte und weitgehend kollabierte Epoche der Moderne würdig ersetzen könnte.

11.3c Die neue Informations- und Kommunikationstechnik und die nächste globale epochale Wende

Zumindest bis heute kann man erleichtert und erfreut feststellen, dass die Bellizisten im Westen bei den „einfachen“ Menschen nicht viel erreicht haben. Das müsste auch damit zu tun haben, dass diese durch das Internet und die sozialen Netze über die Lage in der Welt viel mehr wissen als das, was die Medien und Politiker einheitlich berichten und ständig wiederholen. Wäre dem nicht so, warum müssten die westlichen Regierungen alle Medien aus sogenannten „diktatorischen Regimen“ verbieten und immer mehr

Zensur einführen? Es gibt aber noch einen weiteren Grund, warum im Westen nicht so viele Menschen wie früher begeistert in den nächsten Krieg ziehen wollen. In nur zwei Jahrhunderten ist es dem real existierenden Kapitalismus gelungen, die soziale Natur in den Menschen verkümmern zu lassen, fast so wie in der orwellschen Dystopie beschrieben: „Wir haben die Bande zwischen Kind und Eltern, zwischen Mensch und Mensch und zwischen Mann und Frau durchschnitten. Niemand wagt es mehr, einer Gattin, einem Kind oder einem Freund zu trauen. Aber in Zukunft wird es keine Gattinnen und keine Freunde mehr geben. ... Es wird keine Treue mehr geben ... keine Liebe ... kein Lachen ... keine Neugier ... keine Lebenslust.“ Und wenn das freie Individuum alles sein soll und die Gesellschaft nichts, warum sollten solche Individuen zu Patrioten werden und ihr Leben für die Gesellschaft opfern wollen? Das antike Rom hat damals in einer ähnlichen Lage, bekannt auch als „römische Dekadenz“, in seine Legionen Barbaren als Söldner aufgenommen, so wie es der kollektive Westen heute mit den Ukrainern macht. Der Untergang des Imperiums ließ sich dadurch aber auch nicht verhindern.

Sogar eine oberflächliche Betrachtung der westlichen Lebensweise weckt den Eindruck, dass die liberale Oligarchenkaste den Bogen überspannt hat. Das soziale Gewebe ist zerrissen und vergammelt. Herrschaft statt Gemeinschaft, Egoismus statt Empathie, Konsum statt Beziehung, Animation statt Denken, Extravaganz statt Kreativität, Narzissmus statt Selbstverwirklichung. Es ist genau das geschehen, wovon der große klassische Liberale Mill so eindringlich gewarnt hat. Solche Leichtfertigkeit bei der westlichen Oligarchenkaste lässt sich kaum anders erklären, als dass sie sich nach dem Verschwinden des Kommunismus eingebildet hat, ihre Herrschaft würde jetzt ewig dauern. So haben die Herrschenden während der ganzen Geschichte gedacht und immer wieder wurden ihre damals fortgeschrittenen Zivilisationen von den Barbaren besiegt. Schon der arabische Historiker und Politiker Ibn Chaldun (1332-1406) hat sich darüber Gedanken gemacht und festgestellt: Wenn eine Zivilisation ihren Höhepunkt erreicht hat, beginnt sie zu degenerieren und zu zerfallen. Sie wird dann von Barbaren, die eine sozial zusammenhängende Gruppe sind, besiegt. Nach ihrem Sieg werden die Barbaren von den verfeinerten Lebensformen der besiegten Kultur, wie Alphabetisierung und Kunst, angezogen, treiben diese Kultur zu einem Höhepunkt, wonach wieder eine Periode des Verfalls folgt, in der sie von den nächsten Barbaren besiegt werden und sich alles wiederholt.

Es ist nicht übertrieben zu sagen, dass Chaldun ein Modell oder Paradigma für historische Entwicklungen entworfen hat, das sowohl für die vormoderne Zeit als auch die Zeit der Moderne eine empirisch glaubwürdige Deutung anbietet, zumindest glaubwürdiger als jede andere - vor allem als die Marxsche. Die russische „proletarische“ Revolution bzw. der Kommunismus ist bekanntlich aus dem Zerfall und der Degeneration der zaristischen Ordnung hervorgegangen. Den Kommunismus zu besiegen war so lange unmöglich, bis er in sich zusammengebrochen und der Kapitalismus in Russland einfach nur einmarschiert ist. Es ist durchaus vorstellbar, dass die heutigen „Barbaren“ in den westlichen „Garten“ - der kein Garten mehr ist - auch einfach nur einmarschieren werden, da die westliche Oligarchenkaste aus Angst vor dem eigenen Volk dieses verkommen ließ. Nur in einer Hinsicht ist die Deutung der

Geschichte von Chaldun nicht auf die heutige Zeit anwendbar und das ist für uns sehr wichtig.

Die Barbaren haben früher bei den zivilisierten Völkern nur materiellen Reichtum gesehen und begehrt. Nicht selten wollten sie nur rauben und sich zurückziehen - wie bei manchen Überfällen der Barbaren auf das antike Rom. Auf damalige Gegebenheiten bezogen, war dies eine zutreffende Annahme, heute hat sich daran einiges geändert. Wie schwer es auch für den kollektiven Westen zu verstehen und zu akzeptieren ist, der „Rest der Welt“ ist ihm überlegen, was natürliche, militärische, demographische, technologische und fast alle anderen Ressourcen betrifft. Gier alleine könnte also nicht ein ausreichender Grund sein, warum der globale Süden einen Krieg gegen den kollektiven Westen nicht wollen könnte. Er setzt sich heute sogar ein eigenes geopolitisches Ziel, nämlich eine multipolare Welt im Gleichgewicht. Ein solches Gleichgewicht im kalten Krieg hat damals den heißen Krieg verhindert. Was man natürlich nicht ausschließen kann, sind unvorhersehbare Katastrophen im globalen Süden, so dass die Menschen bzw. Völker dort aus Verzweiflung ganz böse sein könnten und den heutigen „Garten“ angreifen würden. Das vernachlässigen wir, da es eine Problematik ist, die sich streng wissenschaftlich nicht untersuchen lässt.

In der folgenden Untersuchung gehen wir also stillschweigend davon aus, dass sich wegen des geopolitischen Gleichgewichts der Kräfte die Geschichte nicht, wie bei Chaldun, als eine Wiederkehr desselben fortsetzen wird. In der vormodernen Zeit konnte dies gar nicht anders sein. Die damaligen Barbaren waren Jäger und Sammler, sowie nomadisch lebende Hirten- bzw. Reitervölker, die weit entfernt von den entwickelten Zivilisationen lebten und über diese kaum mehr Bescheid wussten, als dass dort die Menschen viel reicher als sie selbst sind. Als sie dann die höhere Zivilisation besetzt haben, konnten sie nur die alte Ordnung unter ihrer Herrschaft wiederherstellen. Wie bereits angedeutet, hat sich gerade das dank der neuen Informations- und Kommunikationstechniken verändert und hat die Kraft, den Verlauf der Geschichte zu ändern. Dank dieser Techniken können die nichtwestlichen Völker das Leben und die Ordnung des kollektiven Westens gut beobachten und sich Gedanken machen, was dort nicht richtig läuft und wie man das selbst ändern könnte, um das Leben bei sich zu verbessern, ohne Kriege und ohne Ausbeutung der anderen. Eine neue Epoche könnte geographisch außerhalb des Westens entstehen, was in der Geschichte üblich war, aber es muss nicht so sein. Wie seltsam es uns auch vorkommen mag, aber die kritische Einstellung des globalen Südens kann durchaus dem kollektiven Westen helfen, sich selbst besser zu erkennen. „Die eigenen Fehler erkennt man am besten mit den Augen anderer“ hat Konfuzius gesagt - hätte genauso auch von Smith stammen können. Würde der Westen dies berücksichtigen, könnte er seine geistigen Potenziale ausnutzen, sich aus seiner heutigen historischen Sackgasse zu befreien und einen Weg in eine neue Epoche herausfinden. Ob dies dem Westen gelingt oder es anderswo geschieht, lässt sich nicht wissenschaftlich vorhersagen, man kann einige Tendenzen erkennen, die es deutlich machen, dass die Moderne, wie wir sie kennen, keine Zukunft hat. Der Kommunismus, als eines seiner zwei zivilisatorischen Modelle ist untergegangen, das zweite, der real existierende Kapitalismus ist gerade dabei.

Für Menschen aus unterentwickelten Ländern, die im Westen angekommen sind, fiel es schon immer schnell ins Auge, dass man dort im Großen und Ganzen lebt um zu

arbeiten. Heute braucht man nicht mehr selbst den Westen zu besuchen, das kann man dank der neuen Informations- und Kommunikationstechniken schon aus der Ferne erfahren. Des Weiteren merkt man, dass er die Güter, die sich der arbeitende Mensch im Westen leisten kann, hauptsächlich alleine konsumiert. Auch bei Massentreffen, wie etwa Fußball, Konzert oder Stadtfest, stehen zwar viele dicht nebeneinander aber ohne persönlichen Kontakt - sie sind auch hier nur einsame autonome Konsumenten (D. Riesman, Die einsame Masse, 1956). Der Mensch im Kapitalismus hat seit mehreren Generationen seine Existenz auf Arbeit und Konsum reduziert, alles andere erledigt er nur nebenbei. Das Soziale ist bei ihm auf ein Minimum reduziert und ist dementsprechend erschreckend verkümmert. Würde aber ein solches Leben den Menschen im Kapitalismus wirklich glücklich machen, würde er nicht nach Dopingmitteln und Opiaten greifen. Was im Kapitalismus von untergeordneter Bedeutung ist, hat in den vormodernen Gesellschaften gerade den größten Sinn und Wert, nämlich ein reiches und vielseitiges soziales Leben. In allen vorkapitalistischen Gesellschaften war der Mensch Vater, Mutter, Verwandter, Freund, Gatte, Gattin, Gast, Gastgeber usw. in sozusagen umfangreicher und vielseitiger Umgebung. Das soziale Wesen des vormodernen Menschen kommt insbesondere im Bedürfnis nach Feiern zum Ausdruck. Bei solchen Feiern ist nämlich jeder gleichzeitig Akteur und Zuschauer (Konsument). Erinnern wir uns daran, dass zum Beispiel „zu Beginn des 18-ten Jahrhunderts das Arbeitsjahr in den österreichischen Alpengebieten aus 161 Tagen bestand, die übrigen 204 Tage waren Feiertage“ (Cipolla: Bd. 2. 165). Beim Philosophen David Hume lesen wir, dass damals „in Irland, aufgrund der Größe und Fruchtbarkeit des Bodens und der geringen Bevölkerung alle Lebensnotwendigkeiten so billig sind, daß ein arbeitsamer Mann mit zwei Tagwerken genug verdienen kann, um sich für den Rest der Woche ernähren zu können“ (Politische und ökonomische Essays: 247). Es liegt in der menschlichen Natur, nicht zu leben um zu arbeiten, sondern zu arbeiten um zu leben.

Es ist schon hervorgehoben worden, dass die sogenannte individuelle Freiheit in den vormodernen Zivilisationen nicht zu den geschätzten Werten gehörte. Dagegen sprach schon die tägliche Erfahrung jedes Menschen, dass die individuelle Freiheit, also das zu tun und zu lassen, wie es einem gerade gefällt, ein süßes Gift ist. Solche Freiheit ist an sich das Gegenteil von Respekt, Rücksicht und Gesetz. Zur alltäglichen Erfahrung jedes Menschen gehörte ebenfalls, dass die wahrgenommene individuelle Freiheit gegen Verantwortung, Organisation und Leistung verstößt. Als sich die Beschäftigten in kommunistischen Wirtschaften immer mehr individuelle Freiheiten (selbst) genehmigt haben, sind diese Wirtschaften in Anarchie geraten und zusammengebrochen. Die kapitalistischen Unternehmen würden auch nie effizient arbeiten, wenn es dort irgendwelche individuellen Freiheiten und nicht eiserne Disziplin geben würde. Der „freie“ Bürger meint, für seine Unfreiheit am Arbeitsplatz erwerbe er die Freiheit beim Konsum. Aber wie viel Freiheit hat er denn dort? Alles, was der Konsument wählen kann, ist erschreckend konfektioniert, und auch dann, wenn sich ein „Lifestyle“ geändert hat, entscheiden darüber die Marketingabteilungen der Monopole, die Konsumgüter herstellen. Zum Beispiel ist es einmal modisch, breite Hosen zu tragen, ein andermal ziehen alle enge an oder, wie zuletzt, zerfetzte - was für ein ästhetischer Fortschritt! Womöglich werden Soziologen herausfinden und behaupten, dass sich die

nicht funktionsfähige freie Marktwirtschaft ohne die Idee der Freiheit nicht retten ließe, man also der Idee der Freiheit schließlich gewisse historische Verdienste zuerkennen müsse. An sich war sie eine Kopfgeburt der nicht logisch denkenden Philosophen bzw. Metaphysiker - bei Kant lässt sich das „schön“ erkennen.

Indem die Menschen während der ganzen Geschichte die („Idee“) Gerechtigkeit insbesondere geschätzt haben, ist den heutigen Ideologen des Kapitalismus eingefallen, die Freiheit auch als ein sozusagen gerechtes Mittel gegen die „Diskriminierung der Minderheiten“ zu deuten. Gegen die Diskriminierung zu sein scheint jedem gerecht und human, solange man es abstrakt betrachtet, konkret kann sie absonderliche Formen annehmen, wie heute Genderismus und Transhumanismus. Würde es der Menschheit nicht gelingen, solche Projekte der globalen Oligarchenkaste zu verhindern, würden diese zweifellos zur Abschaffung der menschlichen Zivilisation führen. Entweder, indem sich die Menschen nicht mehr biologisch reproduzieren würden, oder der Mensch als Individuum wird zu einer Maschine werden. Ob eine Welt der Maschinen in sich zusammenbrechen oder zu einer Fortentwicklung fähig sein würde, die der biologischen Evolution ähnlich wäre, würde für uns Menschen unwichtig sein, weil es dann die Spezies Mensch schon nicht mehr geben wird. Den Menschen zu entbiologisieren muss schon jedem „einfachen“ Menschen mit dem gesunden Menschenverstand unverständlich und widerlich sein, im globalen Süden ruft das Herumbasteln am Menschen aber auch aus einem anderen Grund ein kaltes Grauen und schauriges Entsetzen hervor.

Allen großen Religionen ist gemein, dass sie Gott weit entfernt von den Menschen in den Himmel transzendiert haben. Der Grund dafür ist unschwer zu erkennen. Es gehörte zur ältesten Erfahrung der Menschen, dass die Mächtigen sich immer in ihrer Phantasie eingebildet haben, Götter zu sein - wie etwa im alten Ägypten. Und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass sie sich eigentlich auch so fühlten. Solche psychisch kranken Phantasien haben die Begründer der monotheistischen Religionen sehr zu Recht verboten. Man kann nicht sagen, dass die Ideologie der individuellen Freiheit als Ziel explizit einen gottähnlichen Menschen hat, aber sie verbietet es auch nicht. Indem „der Mensch zur Freiheit verurteilt ist“, so einer der berühmtesten und einflussreichsten Philosophen des vorigen Jahrhunderts, Jean-Paul Sartre (1905–1980), dürfte nichts der Auffassung widersprechen, dass „der Mensch im Grunde Begierde ist, Gott zu sein“. Sartre fand die Begierde Gott zu sein vielleicht auch deshalb für selbstverständlich, weil er nach der französischen Tradition der Salon-Philosophen seine Zeit mit anderen abgehobenen und hochtrabenden Intellektuellen, Literaten und Müßiggängern vergeudet hat. Bei den sogenannten einfachen Menschen hätte er die Begierde Gott zu sein kaum gefunden. Und gegenwärtig erweckt der Fortschritt der Naturwissenschaften bei den Reichen und Mächtigen im kollektiven Westen wieder einmal die Lust, aus dem Menschen einen „Homo Deus“ (Harari) zu erschaffen. Die Religion hat im säkular gewordenen Westen keine Macht mehr, den Angriff zu parieren. Ob Voltaire, der erklärte Fürst der Aufklärung und Gegner des Christentums, es geahnt hat, als er erklärte, wenn es keinen Gott gäbe, müsste man ihn erfinden? Ob er meinte, ohne die Furcht vor Gott würden sich die Stärkeren den anderen gegenüber wie der Fuchs im Hühnerstall benehmen?

Es ist interessant zu bemerken, welche „Diskriminierung von Minderheiten“ die heutigen Kämpfer für die individuelle Freiheit nie erwähnen und nie im Sinne haben. Dazu gehört als einzige und alleinige die soziale Ungleichheit. Das ist höchst erstaunlich und historisch betrachtet sogar einmalig. Nicht nur im Kommunismus, sondern davor auch in allen Religionen hat man ausgerechnet die soziale Ungleichheit als ein großes Problem betrachtet. Begründer von Religionen haben sich hierbei als beste Kenner - Soziologen, Anthropologen, Psychologen - des realen Lebens erwiesen. Je reicher ein Mensch ist, desto mehr reale Macht besitzt er in der Gesellschaft. Die ermöglicht ihm, nach Wunsch richtig unmoralisch und böse zu sein. Er selbst tut meistens nichts derartiges, das erledigen alles von ihm gekaufte Söldner, die für seine Unversehrtheit und die seines Vermögens sorgen, wie auch von ihm ebenfalls gekaufte und sich geistig prostituierende Söldner ihm die moralische Rechtfertigung für all seine Taten liefern. Es ist merkwürdig, wie die Ideologen des Kapitalismus nie müde werden, vor dem Missbrauch der Macht zu warnen, eine Gefahr, die sie an erster Stelle beim Staat, den Gewerkschaften und allen anderen sehen, nur nicht bei den Reichen. Verlogener und zynischer kann man kaum sein. Wen wundert es dann, wenn die von Klaus Schwab organisierte oligarchische Internationale in Davos uns „einfachen“ Menschen schon offen verkündet, dass wir nämlich „nichts besitzen und glücklich sein werden“. Also Freiheit statt Wohlstand - Mussolini lässt grüßen. Die religiösen Menschen waren zwar nie egalitaristisch, aber es war ihrem Gerechtigkeitsgefühl zuwider, wenn jemand eigenen Reichtum nicht als Gottes Gnade betrachtete, sondern als eigenen gerechten Verdienst. Und wie die Wirklichkeit ohne soziale Gerechtigkeit tatsächlich aussieht, sieht man heute schon auf den Straßen in Amerika.

Für eine sozusagen „humanere“ Verbreitung der „Demokratie und Menschenrechte“ hat der Westen in den letzten Jahrzehnten die sogenannten „Farbenrevolutionen“ organisiert. Sie sind aber im globalen Süden schon sehr in Verruf geraten. Die vom Westen zu Helden und Heiligen erklärten und finanzierten Kämpfer für „Freiheit und Demokratie“ haben sich sehr schnell als Menschen mit sehr zweifelhafter Moral erwiesen - diplomatisch ausgedrückt. Um das Versagen der neuen „Demokratien“ zu rechtfertigen, wird erzählt, die neuen Demokratien würden eben einige Zeit brauchen, um Demokratie zu lernen. Sollten sie aus den Erfahrungen der sogenannten entwickelten Demokratien lernen, würde man auf sehr seltsame Erscheinungen stoßen. Zum Beispiel hätten Multikulti, Genderismus und Transhumanismus nie als eine demokratische Bewegung von unten entstehen können. Sie sind offensichtlich ein ideologisches Projekt von denen, die wirklich die Macht in der kapitalistischen Gesellschaft besitzen, des „tiefen Staates“ wie man es heute nennt, also der Oligarchenkaste, die Politiker sind nur ihre Vollstrecker.

Und last but not least, lehnt der globale Süden die westliche kapitalistische Ordnung aus dem sozusagen „klassischen“ Grund ab: Der real existierende neoliberale Kapitalismus hätte nie entstehen und bis heute überleben können, wenn er seine Probleme nicht auf Kosten des „Rests“ der Welt gelöst hätte - rücksichtslos, brutal und blutig. Davon erfahren die Menschen im globalen Süden schon von ihren Vätern und Großvätern. Und dank der neuen Informations- und Kommunikationstechniken erfahren die Völker des globalen Südens, dass dasselbe wie sie auch viele andere Völker im Bezug auf den

Westen kennengelernt haben und dass sich diese Praxis auch heute als angeblicher Kampf für „Demokratie und Menschenrechte“ weiter fortsetzt. Auch diesbezüglich erübrigt es sich, hier Beispiele dafür vorzulegen. Man kann einfach feststellen, dass sich der heutige kollektive Westen genauso verhält, wie sich alle früheren Imperien in der Zeit ihres historischen Untergangs verhalten haben. Unter andern auch das Imperium Romanum, was der bekannte Historiker Tacitus (* um 58, † um 120) in seiner berühmten Rede vor dem Senat mit folgenden Worten beschrieben hat: Dem römischen „Hochmut trachtet man vergeblich durch Gehorsam und Unterwürfigkeit zu entgehen. Als Räuber der Welt durchstöbern sie jetzt das Meer, nachdem ihnen, den Alleszerstörern, die Länder ausgegangen sind. Ist ihr Feind reich, so sind sie habgierig, ist er arm, sind sie unersättlich in ihrem Machtanspruch. ... Verschleppung, Gemetzel und Raub benennen sie mit dem verlogenen Ausdruck Imperium, und wo sie eine Wüste schaffen, heißt das Frieden.“

Erwähnt wurden jetzt nur einige der wichtigsten Gründe, warum der „Rest“ der Welt die „Demokratie und Menschenrechte“ entschieden ablehnt. Im kollektiven Westen findet man das alles nicht der Rede wert, es wären ja nur unzufriedene „Massen“, die sonst nichts zu sagen hätten, aber vor allem ist man überzeugt, dass es heute in der Welt sowieso keine Alternative zum real existierenden Kapitalismus gibt (Thatcher). Das mag immer noch der Fall sein, aber geschichtlich betrachtet kann das nicht richtig sein. Die Geschichte hat immer eine Alternative gefunden. Betrachten wir als Beispiel das Entstehen der Moderne. Als ihren Beginn nimmt man üblicherweise das Ende des 19. Jahrhunderts an, als die Epoche der Aufklärung und des Rationalismus zu Ende gegangen ist. Seit dem Mittelalter sind dann aber schon mehrere Jahrhunderte vergangen. Man teilt diese Zeit sogar auf drei Epochen auf: Humanismus und Renaissance, Barock und abschließend Aufklärung und Rationalismus. Vielleicht würde man dazu bemerken, dass man historische Zeitabschnitte beliebig bestimmen kann, wenn aber diese Aufteilung nicht sinnvoll und berechtigt wäre, würde sie nicht von so vielen Historikern, Philosophen, Geistes- und Kulturwissenschaftlern geteilt. Auch manche Erklärungen dieser Reihenfolge gibt es, was wir jetzt nicht behandeln können. Für uns ist jetzt nur die Frage interessant, ob in dieser Zeit bestimmte geistige Prozesse von Bedeutung verlaufen sind. Könnte es etwa so gewesen sein, dass lange Zeit nichts passiert ist, und dann, am Ende der Aufklärung und des Rationalismus einigen Philosophen und Denkern ganz plötzlich und unerklärlich all das eingefallen ist, worauf die Moderne begonnen hat sich zu entwickeln? Der Schein spricht dafür, aber glaubhaft ist es nicht. Nach meiner Auffassung waren die Entdeckungen am Ende der Epoche Ergebnisse eines längeren geistigen Prozesses, der nach dem Mittelalter begonnen hat. Mit einer bekannten Erscheinung aus der Chemie könnte ich es veranschaulichen. Wird eine Substanz immer weiter in eine Flüssigkeit hinzugefügt, löst sie sich einfach auf; zuerst geschieht nichts und irgendwann, auf einmal, beginnt diese Substanz schöne Kristalle zu bilden. Ich bin also der Auffassung, dass die geistigen Grundlagen, die am Ende von Aufklärung und Rationalismus von einzelnen Denkern und Philosophen formuliert wurden, ein Ergebnis des geistigen Prozesses waren, der davor mehrere Jahrhunderte im Gange war. Nicht alle Menschen waren daran beteiligt, es war nicht die „Masse“, aber es war eine ausreichend große Minderheit und innerhalb dieser Minderheit hatten einige mehr Glück, auf richtige Gedanken und Ansätze zu kommen

und Durchbrüche zu erzielen. Dasselbe ist uns aus den erfolgreichen Naturwissenschaften gut bekannt, wenn neue Paradigmen entstanden sind.

Bei Paradigmenwechsel hat sich auch noch etwas ergeben, dass nämlich ein neues Paradigma von Menschen entworfen wurde, die das alte Paradigma bestens gekannt haben. Indem die Moderne ein Produkt und Ergebnis der abendländischen Philosophen und Denker ist, könnte man einfach annehmen, ihre heutigen westlichen Nachfolger wären die kompetenteste Gruppe, die sich dem Entwurf des Paradigmas für die nächste Epoche widmen sollte. Bei Paradigmenwechseln haben wir aber auch festgestellt, dass sich eine viel größere Mehrheit der kompetenten Wissenschaftler kompromisslos gegen die „wissenschaftliche Revolution“ (Kuhn) gestellt hat. Die Naturwissenschaftler können genauso hartnäckig konservative Menschen sein wie alle anderen. Der Konservatismus und Dogmatismus bei den heutigen Philosophen und Geisteswissenschaftlern hatte aber immer nicht nur persönliche, sondern auch objektive Ursachen. Sie waren schon immer dem Druck der Ideologie ihrer Zeit ausgesetzt. Diese Lage der Philosophen und Sozialwissenschaftler haben die neuen Informations- und Kommunikationstechniken wesentlich verschlechtert. Mit ihnen lässt sich schnell und leicht die ideologische Einstellung jedes Einzelnen prüfen, und wenn er nicht loyal genug ist, kann man seine Karriere vernichten oder ihn sogar arbeitslos machen - ihn etwa zwingen als Taxifahrer sein Geld zu verdienen. Es ist bekannt, dass es in jeder Gesellschaft und Ordnung originelle und kreative Denker gab, die sich nicht materiell korrumpieren ließen, aber ihre Zahl war schon immer klein. Eine viel größere Gruppe sind diejenigen Geisteswissenschaftler, die sich in ihrer aktiven Lebenszeit dem ideologischen Druck gewissermaßen gebeugt und erst danach begonnen haben, ihre eigentlichen Auffassungen öffentlich zu vertreten. Mit ihnen kann man ernsthaft rechnen. Schon diese Lage ist in einigen Ländern des globalen Südens anders. An sich haben wir es hier mit keiner besonderen und seltsamen geschichtlichen Erscheinung zu tun.

Die Jahrhunderte der frühen Moderne, ihre drei Epochen, waren eine Zeit, als die Kirche ihre Macht, die geistigen Strömungen zu bestimmen, verlor und die neue Klasse der reich gewordenen Bürger eine solche Macht noch nicht erlangen konnte. In manchen Ländern des globalen Südens ist heute die Lage ähnlich. Es sind ärmere Gesellschaften, die wenig Mittel haben, ihre Philosophen und Geisteswissenschaftler zu korrumpieren, sind auch noch nicht politisch so verfestigt, um alles kontrollieren zu können - wie etwa in Russland. Dank der neuen Informations- und Kommunikationstechniken kann man sich in solchen Gesellschaften nicht nur über Ereignisse in der ganzen Welt informieren, sondern sich auch mit dem geistigen und kulturellen Erbe der westlichen Zivilisation einfacher und schneller bekanntmachen. Dazu hat auch viel die ökonomische Globalisierung beigetragen, da sich dank ihrer westliche Sprachen immer weiter verbreitet haben. Die Philosophen und Geisteswissenschaftler im globalen Süden haben also gute Möglichkeiten, die geistigen Grundlagen der westlichen Zivilisation kennenzulernen, wo sie kaum in Bezug auf ihre westlichen Kollegen benachteiligt sind. Sie haben aber auch Vorteile, die ihre westlichen Kollegen nicht haben.

Das betrifft insbesondere diejenigen in den Ländern, die einmal eine kommunistische bzw. sozialistische Gesellschaftsordnung aufgebaut haben. In diesen Gesellschaften hat

man bekanntlich Bildung sehr gefordert und gefördert. „Lernen, lernen, nochmals lernen“, so Lenin damals. Was Philosophie und vor allem Geisteswissenschaften betrifft, hat man diese im marxistischen Sinne gestaltet. Gerade die so ausgebildete „Intelligenzija“ hat sich beim Zusammenbruch des Kommunismus am bittersten beklagt, ihr würde der Mund verboten. Danach hat sich jedoch herausgestellt, dass sie gar nichts zu sagen hatte. Sie hat dann nur das fortgesetzt zu tun, was sie auch früher getan hat, nämlich Ideologie zu predigen, aber nicht mehr im Dienste der Kommunisten, sondern des ehemaligen Klassenfeindes - er bezahlte sie viel besser. Auch wenn das langsam begonnen hat sich zu ändern. Archive der kommunistischen Zeit wurden geöffnet und man begann sie zu untersuchen - Russland ist ein gutes Beispiel dafür. Aus diesen Archiven ließ sich entnehmen, dass der Kommunismus weder das gewesen ist, als was er sich selbst propagierte, aber noch viel weniger so, wie er im Westen dargestellt wurde. Man hat endlich die richtigen Tatsachen kennengelernt, ohne die keine echte Wissenschaft möglich ist.

Dank der jetzt zugänglichen Archive ließ sich schnell feststellen, mit welcher Kaltschnäuzigkeit und welchem Zynismus die abstrusesten Lügen und Verleumdungen im Westen über den Kommunismus produziert und propagiert wurden. Das antikommunistische Narrativ ist im Westen hauptsächlich auf die Weise entstanden, dass man das nacherzählt hat, was die Geflüchteten erzählten. Diese wussten natürlich, dass, je schrecklicher ihre „persönliche Erfahrung“ klingen würde, sie desto mehr und bessere „Willkommensgeschenke“ im Westen erhalten könnten. Der raffinierteste von ihnen war Solschenizyn, der sich Erzählungen ausgedacht hat, wie Stalin fast eigenhändig bis zu 60 Millionen Menschen umgebracht habe – zusammen mit der Kriegszeit sollten es 110 Millionen sein. Dafür hat man Solschenizyn im Westen zur Lichtgestalt erhoben und ihn mit allen möglichen Auszeichnungen überschüttet. Aus den Archiven haben seriöse Historiker jedoch etwas anderes herausgefunden. In den Jahren der Stalinschen Herrschaft (1921-1953) sind nicht mehr als 800 Tausend zum Tode verurteilt worden, über 80% davon in den Jahren 1937-38. Und bei weitem nicht alle von ihnen waren politisch Verfolgte und nicht alle von ihnen wurden letzten Endes auch exekutiert. Aber sei es wie es sei, die Zahl der politischen Opfer entspricht etwa der Zahl der irakischen Kinder, die „heroisch“ ihr Leben für die westliche Demokratie geopfert haben (Albright). Und die Säuberungen waren nur eine von vielen Geschichtsfälschungen. Erwähnen wir noch die Stalinschen Lager. Das Leben im Lager kann nie gut sein, die Stalinschen Lager waren jedoch Arbeitslager, wo man Häftlinge zur Arbeit auch motivierte und sie auch bescheiden bezahlte. Als im Jahr 1996 in den USA mehr als 1,6 Millionen Menschen unter teils unmenschlichen Bedingungen inhaftiert waren, hat die gesamtgesellschaftliche Sträflingsquote diejenige der stalinistischen Sowjetunion zur Zeit des Gulag überschritten, stellte die liberale Wirtschaftswoche verwundert fest (Hand abhacken, Nr. 52, 1997). In einer Hinsicht war Solschenizyn ein wirkliches Genie. Um seine Leistung hätte ihn der legendäre Lügenbaron von Münchhausen richtig beneidet. Einen Aderlass am russischen Volke von historischen Ausmaßen hat nicht die Stalinsche Säuberung, sondern die Liberalisierung unter Jelzin angerichtet. Das durch sie verursachte demographische Loch ist ein nicht wegzuinterpretierendes empirisches Zeugnis dafür, Stalin hat kein demographisches Loch hinterlassen. Als er starb, war die Sowjetunion um 60 Millionen

Bewohner größer, die nicht mehr überwiegend einfache Bauern, sondern Techniker, Ingenieure, Atomphysiker, Kosmonauten, Ärzte und vieles mehr waren.

Überraschend und erstaunlich dabei ist, wie viele sowjetische Bürger den im Westen produzierten Lügen selbst geglaubt haben. Vor allem war es die Folge der Zensur, so dass die Menschen selbst nichts überprüfen konnten und jeden Unsinn ernst genommen haben. Hier haben wir ein gutes Beispiel dafür, dass das Recht auf Information nicht nur ein abstrakter Wert ist, sondern langfristig dem gesellschaftlichen Leben schadet. Situativ betrachtet, dürfte die damalige Zensur sogar eine vernünftige Entscheidung gewesen sein. Da die Sowjetbürger auf Konsum verzichten mussten, um das Land zu industrialisieren und nach dem Weltkrieg wieder aufzubauen, hätte das Kennenlernen des Lebens im weit reicheren Westen sie demotivieren können. Was das damalige Leben betrifft, ist noch etwas weiteres angebracht zu erwähnen. Da die überwältigende Mehrheit der Menschen immer und überall entpolitisiert sind, hatten auch die Bürger in der Sowjetunion nicht das Gefühl, unfrei, kontrolliert und verfolgt zu sein. Nicht anders war es mit den Deutschen während der Nazizeit (Goldhagen 1996).

Aus den Archiven der damaligen Zeit hat sich auch ergeben, dass die sogenannte Säuberung ein Kampf innerhalb der Parteispitze war. Am heftigsten war dieser nach der Revolution, zwischen den marxistischen Talibans wie etwa Trotzky, denen nur eine proletarische Weltrevolution im Kopf spukte, und den Anhängern von Stalin, die zuerst in einem einzigen Land den Kommunismus aufbauen wollten. Es war ein großes Glück für Russland, dass sich Stalin durchgesetzt hat. Unter und dank ihm wurde Russland industrialisiert, was dem degenerierten russischen Zarismus davor nicht gelungen war. Ohne den politischen Sieg von Stalin, ohne seine gelungene Industrialisierung, hätte es dem vereinten Europa unter der Führung von Hitler gelungen, aus den Russen die neuen Indianer zu machen. Die unter Stalin geschaffene Industrie zu vernichten ist sogar den Liberalen der Jelzin Zeit nicht gelungen und dank ihrer gelingt es jetzt auch dem von den USA geführten Westen nicht, die Russen zu den nächsten Indianern zu machen. Kann man sich nicht gut vorstellen, dass die westliche Oligarchenkaste so einen Menschen wie Stalin nicht abgründig hassen sollte?

Das sind empirische Tatsachen, die sozusagen auf der Oberfläche liegen, die Aufgabe der Wissenschaft besteht aber darin, in einem sozusagen zweiten Schritt die Zusammenhänge unter dieser empirischen Oberfläche zu erklären. Die Stalinsche Industrialisierung war eine nachholende, nie ein Ergebnis der Effizienz der kommunistischen Wirtschaftsordnung. Stalin war ein hartgesottener Pragmatiker und nicht nur deshalb so erfolgreich. Er war belesen und gebildet wie kaum ein Regierungschef seiner Zeit und offensichtlich ein außerordentlich talentierter „Manager“ - wie man es heute ausdrücken würde. So ist es ihm während der großen Depression gelungen, eine Anzahl von technischen Spezialisten aus den USA in die Sowjetunion zu holen, wo sie für gute Bezahlung einige große Projekte der Industrialisierung ausgearbeitet haben. Die ersten zwei Fünfjahrespläne hießen „Technik löst alles“ bzw. „Kader lösen alles“. In der Tat waren technische „Spezialisten“ unter Stalin sehr privilegiert - sogar Dienerschaft haben sie bekommen, was das Proletariat damals nicht erfahren durfte. Auch so etwas wie kleinere und mittlere private Betriebe hat Stalin bei der Produktion der Konsumgüter erlaubt, die untereinander auch frei konkurrierten. Aber schon sein total unfähiger Apparatschik

Chruschtschow hat all das verworfen, um angeblich die nächste „höhere“ Stufe zum Kommunismus einzuleiten. Seitdem begann die ökonomische Stagnation und schließlich der Untergang des Kommunismus. Die theoretischen Prinzipien der kommunistischen Wirtschaft, die sich in der Praxis als fatal erweisen mussten, habe ich im Kapitel 10.3 kurz dargelegt. Wie der schleichende ökonomische Verfall konkret aussah, habe ich anderswo näher untersucht. Aber um ein ziemlich klares Bild darüber zu bekommen, braucht man eigentlich nichts von Marxismus zu wissen. Dazu reicht es, die Kritik der Aktiengesellschaften von Smith zu lesen. Er hat das aus der menschlichen Natur hergeleitet.

Nebenbei bemerkt, aus historischen Untersuchungen beginnt man zu erkennen, dass dem großen Inquisitor Chruschtschow zumindest nicht weniger Blut an den Händen klebt als Stalin. Das ist für uns nicht so interessant, aber was die Opfer des Kommunismus im Allgemeinen anbelangt muss ich dennoch meine Meinung kurz hinzufügen. Hätte der Kommunismus ökonomisch nicht versagt, würde man heute kaum über seine Opfer reden. Diese waren unvergleichlich viel geringer als die Opfer des Kapitalismus, der wesentliche Unterschied liegt nur darin, dass für die Fehler und das Versagen des Kommunismus die eigenen Bürger zahlen mussten - wer sonst -, für das Versagen des Kapitalismus und insbesondere für seine Krisen jedoch die Menschen aus den Kolonien. Wie schmerzlich die Krisen für die Menschen im Kapitalismus auch waren, während des Aufschwungs konnte die kapitalistische Oligarchenkaste ihnen ein wenig von der Beute aus den Kolonien überlassen, deshalb hat die proletarische Revolution nie in den entwickelten kapitalistischen Ländern gesiegt, wie es Marx irrigerweise prophezeite. Heute leben wir in einer Zeit, wo sich der globale Süden immer weniger ausbeuten lässt, so dass vielleicht jetzt die Stunde der Wahrheit für den Kapitalismus schlägt. Wie bei den Epochenwenden üblich, kann diese Zeit auch sehr fatal sein. Der Kommunismus wird nicht zurückkommen, aber damit wir nicht wieder eine falsche Alternative zum Kapitalismus bekommen, sollte man sich vor allem über die falschen erkenntnistheoretischen Grundlagen des Kommunismus im Klaren sein.

Schon die Fünfjahrespläne offenbarten das prinzipielle Problem der Funktionsweise des Kommunismus. Diese Pläne wurden nach draußen als gut durchdachte, logisch aufeinander folgende Stufen zum Kommunismus präsentiert, aber das waren sie nicht einmal im entferntesten Sinne. Liest man Protokolle aus der sowjetischen Praxis, begreift man schnell, wie sie wirklich gewesen ist. Was in einem konkreten Fünfjahresplan stand, war die Auffassung einer Gruppe aus der Parteispitze, die sich davor im dialektischen Gequatsche durchgesetzt hatte, die Unterlegenen mussten sich aus „gesundheitlichen Gründen“ aus der Politik verabschieden, die Hartnäckigsten hat man zu Feinden des Kommunismus erklärt. Auch in den Sozialismen nicht sowjetischer Prägung - das beste Beispiel ist der jugoslawische - war es nicht anders. Warum konnte es prinzipiell nicht anders sein? Nach Marx sollte der „geistige Überbau“ spontan aus der „materiellen Basis“ herauswachsen, aber aus Nichts kam nur Nichts. Es ist möglich, dass Stalin dieses Problem geahnt hat, als er sagte: „Ohne Theorie sind wir tot, tot, tot!“ Gemeint hat er die Theorie der zukünftigen Gesellschaftsordnung. Als einem Revolutionär der ersten Stunde war es ihm unmöglich sich auch nur vorzustellen, Schuld daran wäre die Marxsche Philosophie. Diese dialektische Philosophie war nichts anderes als die frühere sterile und sinnlose mittelalterliche Scholastik, die Bacon als

eine „Professorenweisheit“ (sapientia professoralis) anprangerte: „Worte müßiger Greise für unerfahrene Jünglinge. ... Zum Schwätzen bereit, aber zum Zeugen unfähig; denn ihre Weisheit ist zwar reich an Worten, aber arm an Werken.“

Prinzipiell betrachtet scheiterte die kommunistische Ordnung an der intuitiv-analogischen Denkweise der reduktionistischen Philosophie bzw. ihrer Erkenntnistheorie, aus genau demselben Grund, aus dem auch die kapitalistische Ordnung der neoliberalen Prägung gescheitert ist. Erfolgreich sind im Kapitalismus bis heute nur die Naturwissenschaften, die nach wie vor auf der systemisch-empirischen Erkenntnistheorie bzw. Wissenschaftsphilosophie beruhen. Diese Wissenschaften sind eine bewundernswerte, aber zugleich die einzige Errungenschaft des real existierenden Kapitalismus. Die Aufgabe der ganzen Menschheit ist es, einen Weg zu finden, auch die Geisteswissenschaften auf die systemisch-empirische Erkenntnistheorie bzw. Wissenschaftsphilosophie umzustellen - sie sozusagen zu zwingen, logisch streng zu denken. Vielleicht wird das Zeit brauchen. Wie schon bemerkt, auch unserer Epoche der Moderne sind drei Reifungsstufen vorausgegangen: Humanismus und Renaissance, Barock und schließlich Aufklärung und Rationalismus. Womöglich wird sich auch die nächste Epoche, für die man den Namen noch finden muss, nach drei Reifungsstufen herausbilden. Zwei hätten wir vielleicht sogar schon bewältigt: Kommunismus oder Sozialismus und Restauration oder Neoliberalismus, die dritte Stufe nennen wir vorläufig neue Aufklärung und Rationalismus. Der Sozialismus war eine spekulative und mystische Hoffnung, die aus metaphysischen und romantischen Phantasien über den Menschen entstanden ist, ähnlich wie damals in der Renaissance, als der Mensch zu einem „göttlichen Geschlecht in menschlicher Verkleidung“ (Ficino) erklärt wurde; während des Neoliberalismus ist das Pendel in die Gegenrichtung ausgeschlagen, hat sich also die Auffassung durchgesetzt, dass gerade schlechte Menschen eine gute Ordnung schaffen können; der neue Rationalismus soll wieder zurück zum Menschen „wie er wirklich ist“, indem auch in den Geisteswissenschaften ernsthafte logisch komplexe Denkweisen angewendet werden.

Abschließend soll auch noch ein Grund zumindest kurz erörtert werden, warum nicht alleine die Denkweisen und Denkmodelle der westlichen Moderne zur Herausbildung der paradigmatischen Grundlagen der nächsten Epoche wichtig sein müssten. Zum globalen Süden gehören nicht nur junge Völker, sondern auch solche mit einer Jahrtausende alten Zivilisation. In vielfacher Hinsicht ist hier China erwähnenswert und vor allem sein wichtigster Denker und Philosoph Konfuzius. Konfuzius bezeichnet man als Traditionalisten, aber das soll man nicht oberflächlich sehen, indem es ihm angeblich nur um den Erhalt der Rituale ging. Er hatte eine Auffassung über die Gesellschaft als ein Ganzes, also eine holistische Auffassung, wonach alle verschiedenen Teile zu einer Harmonie des Ganzen beitragen sollen, und zwar indem jeder Teil bestimmte Rechte und Pflichten hat. Als ein Schüler fragte, was Weisheit sei, antwortete Konfuzius: „Zu den Pflichten stehen, die man gegenüber dem Volke hat, die Geister verehren, aber nicht darin aufgehen – das kann man Weisheit nennen.“ Die Konzeption von Rechten und Pflichten ist nicht nur mit der frühmodernen und frühliberalen konsequentialistischen Ethik vereinbar, sondern auch mit der Auffassung vom Gleichgewicht der Macht. Als Beispiel fällt uns hier sofort die Auffassung von der Rolle des Privatkapitals bei Adam Smith ein, das nach ihm nichts mit irgendeiner

Leistung zu tun hätte, sondern lediglich eine Lösung der Frage wäre, wie man Menschen zur Verantwortung zwingt und verpflichtet.

Eine richtige Ordnung wäre nach Konfuzius eine hierarchische, aber in ihr ist auch der oberste Herrscher nur eine Instanz, die ganz klare Pflichten hat. Das wäre nicht die Ordnung, die wir als aufgeklärten Absolutismus kennen. Nicht irgendeine abstrakte Klugheit soll die erste Tugend des Herrschers sein, sondern dass er dem Volke als Beispiel dienen soll. Der chinesische Kaiser hielt sich für einen Sohn des Himmels. Das ist durchaus vergleichbar mit Jesus, der sich auch nur für einen Sohn Gottes hielt, im praktischen Auftrag, ein Vorbild für die Menschen zu sein. Diese Auffassung von der guten Ordnung ist eine völlig andere, als etwa die von Sokrates. Dieser erklärte, die Philosophen wären durch den Besitz gewisser Worte („Ideen“) zur höchsten Instanz der Wahrheit gelangt, was sie dafür prädestinierte, über alle anderen totalitär zu herrschen. Man kann sich gut vorstellen, dass die Bürger in der demokratischen athenischen Ordnung davon gar nichts hören wollten. War Sokrates deswegen auf eine vorbildlich demokratische Weise zum Tode verurteilt? Soviel gilt als sicher, dass Sokrates den Putsch der „Dreißig Tyrannen“ gegen die athenische Demokratie (404 v. Ch.) wohlbehalten überlebt hat, was zu seinem späteren Todesurteil beigetragen hat. Diese Tyrannis der dreißig Oligarchen hat nämlich in wenigen Monaten 5% der athenischen Bevölkerung getötet – einfach ohne gerichtliche Entscheidungen. Einer von diesen Oligarchen, Caritas, ein ehemaliger Schüler von Sokrates, wird von den Historikern wegen seiner besonderen Grausamkeit und Unmenschlichkeit auch als „der erste Robespierre“ beschrieben. Nebenbei bemerkt, dem verurteilten Sokrates wurde vielleicht mit Absicht ermöglicht, aus der Haft zu flüchten, hat diese Möglichkeit aber deshalb nicht ergriffen, weil ihm klar gewesen ist, dass keine der vielen griechischen Stadtstaaten einen solchen machtbesessenen Besserwisser und eingebildeten Bessermenschen bei sich haben wollte. Außerdem hat Sokrates den herrschenden Eliten des „idealen Staats“ auch „nützliche Lügen“ großzügig genehmigt. Eigentlich sollte es einem zumindest peinlich sein, wenn die westliche Kultur einen solchen Narziss für ihren geistigen Vater hält.

Konfuzius hätte mit den abendländischen Philosophen wie Aristoteles, Bacon, Spinoza, Hume, Smith einiges besprechen können, mit vielen anderen jedoch kaum etwas. Über das abstrakte Gute oder das abstrakte Individuum, über das Wesen und die Ursprünge des Seins, über das Jenseits, über die Freiheit und individuelle Freiheit usw. nachzugrübeln wäre Konfuzius völlig nutzlos erschienen. Auf die Frage über das Leben nach dem Tode hat Konfuzius geantwortet, dass er noch zu wenig über das Leben im Diesseits wüsste, um sich mit dem jenseitigen zu befassen. Philosophen wie Sokrates, Platon, Kant, Hegel und ihre Nachfolger wären für ihn nur anmaßende und realitätsfremde verbale Jongleure gewesen, mit denen er nichts Sinnvolles und Vernünftiges hätte besprechen können. Hier ist jedoch nicht die Stelle, die Konfuzianische Philosophie näher zu erörtern, damit aber nicht ein falscher Eindruck entsteht, soll etwas zumindest angedeutet werden. Auch wenn nur im entfernten Sinne, so hat die Philosophie von Konfuzius mit der metaphysischen kontinentaleuropäischen doch etwas gemeinsam. In ihr gibt es keine Ansätze für eine wissenschaftliche Denkweise, aus ihr hätten sich also auch keine Wissenschaften im modernen europäischen Sinne entwickeln können.

Die Chinesen merken selbst, dass der Konfuzianismus nicht analytisch war, und es wäre unvorstellbar, dass sich seine Lehre zu etwas wie einer „mathematischen Naturphilosophie“ hätte entwickeln können, die der Weg zu den modernen Naturwissenschaften gewesen wäre. Das betrifft alle anderen Denker und Philosophen der alten großen Zivilisationen. Trotzdem soll man nicht ausschließen, dass sich aus diesem reichen geistigen Erbe gewisse nützliche Ratschläge für die Zukunft entnehmen lassen können. Immerhin hat die von Konfuzius entworfene Philosophie der Ordnung China und einigen Nachbarländern eine erfolgreiche Existenz und Fortschritt über zwei Jahrtausende hinweg gebracht. Die Ordnung der sokratischen „Eliten“, die meinen sich alles selbst verdient zu haben und niemandem etwas zu schulden, sieht in seiner kapitalistischen Version schon nach zwei Jahrhunderten nur noch bedauernswert aus. Es wird immer offensichtlicher, dass „der Liberalismus gescheitert ist, weil er gesiegt hat. ... Der Liberalismus hat brutal das Reservoir der materiellen produktiven und moralischen Ressourcen ausgeschöpft und ist nicht mehr imstande sie zu füllen.“ (Patrick J. Deneen Why Liberalism Failed). Und was insbesondere schmerzt, ist die Erkenntnis, dass diesem Versagen historisch einmalige Erfolge der menschlichen Ratio und des Geistes vorausgegangen sind. „Was der reiche Westen heute feiert, ist der offizielle Tod seiner eigenen Vergangenheit. ... Die Vergangenheit ist mit Schmach und Schande ins Grab gesunken“ (Bauman: 214).

Die Chinesen merken selbst, dass der Konfuzianismus nicht analytisch war, und es wäre unvorstellbar, dass sich seine Lehre zu etwas wie einer „mathematischen Naturphilosophie“ hätte entwickeln können, die der Weg zu den modernen Naturwissenschaften gewesen wäre. Das betrifft alle anderen Denker und Philosophen der alten großen Zivilisationen. Trotzdem soll man nicht ausschließen, dass sich aus diesem reichen geistigen Erbe gewisse nützliche Ratschläge für die Zukunft entnehmen lassen können. Immerhin hat die von Konfuzius entworfene Philosophie der Ordnung China und einigen Nachbarländern eine erfolgreiche Existenz und Fortschritt über zwei Jahrtausende hinweg gebracht. Die Ordnung der sokratischen „Eliten“, die meinen sich alles selbst verdient zu haben und niemandem etwas zu schulden, sieht in seiner kapitalistischen Version schon nach zwei Jahrhunderten nur noch bedauernswert aus. Es wird immer offensichtlicher, dass „der Liberalismus gescheitert ist, weil er gesiegt hat. ... Der Liberalismus hat brutal das Reservoir der materiellen produktiven und moralischen Ressourcen ausgeschöpft und ist nicht mehr imstande sie zu füllen.“ (Patrick J. Deneen Why Liberalism Failed). Und was insbesondere schmerzt, ist die Erkenntnis, dass diesem Versagen historisch einmalige Erfolge der menschlichen Ratio und des Geistes vorausgegangen sind. „Was der reiche Westen heute feiert, ist der offizielle Tod seiner eigenen Vergangenheit. ... Die Vergangenheit ist mit Schmach und Schande ins Grab gesunken“ (Bauman: 214).

A b s t r a c t

In der vorliegenden Abhandlung wird die Funktionsweise der Marktwirtschaft im Rahmen eines Kreislaufmodells untersucht. Dieses Modell unterscheidet sich von den bisherigen Input-Output (Leontief, Sraffa, ...) Modellen darin, dass es nicht technische, sondern distributive Koeffizienten nutzt. Mit diesen Koeffizienten lassen sich nicht nur strukturelle Zusammenhänge, sondern auch das allgemeine ökonomische Gleichgewicht analysieren. Das wichtigste Ergebnis dieser Analyse ist der Nachweis, dass das Ungleichgewicht *auch* ein in sich konsistenter und eigenständiger Zustand der freien Marktwirtschaft ist. Es ist somit weder ein *noch nicht* erreichtes, noch ein *gestörtes* Gleichgewicht, wie in den neoklassischen Modellen (Walras, Pareto, ...), und hat auch mit dem Verschwinden des Geldes (Hortung, Liquiditätsvorliebe) nichts zu tun, wie bei Keynes. Die Abhandlung ist als Wachstumsanalyse konzipiert. Sparen und Investieren sind einerseits die treibenden Kräfte des Wachstums, können andererseits aber auch einen Nachfragemangel verursachen und dadurch zum konjunkturellen Absturz führen. Damit liefert die vorliegende Gleichgewichtsanalyse auch die Grundlagen für eine neue Theorie, die sowohl die Funktionsweise der Marktwirtschaft als auch den Ablauf der Konjunkturzyklen (ökonomische Zyklen) zusammenhängend erklärt.

Die Sparsamkeit ermöglicht eine hohe Akkumulationsrate und behindert gleichzeitig ihre Realisierung. Dieses paradoxe Wirken der kapitalistischen Spielregeln ist eine der Hauptfragen, die wir durch ökonomische Analysen aufzuhellen hoffen.

Joan Robinson

Die Originalität der mathematischen Wissenschaft liegt darin, dass in ihr Beziehungen zwischen Dingen zutage treten, die, bis die menschliche Vernunft eingreift, ganz uneinsichtig sind.

Alfred N. Whitehead

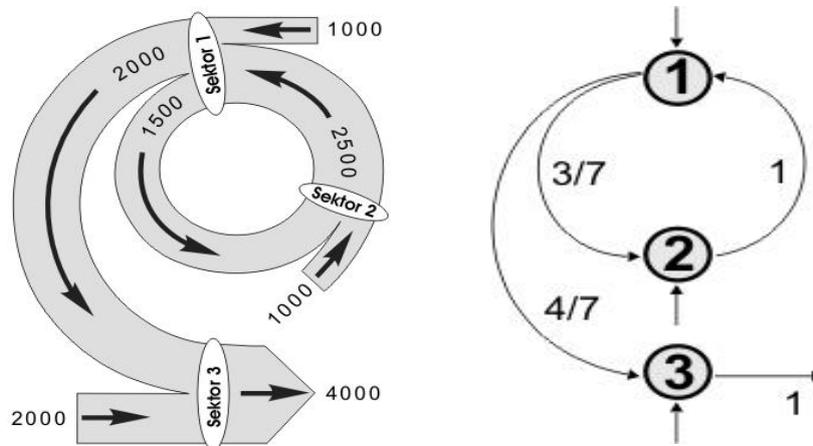
Das allgemeine Gleichgewicht und Ungleichgewicht im kreislauftheoretischen Modell

Das ökonomische Kreislaufmodell bringt einige analytischen Begriffe mit sich, die es im partikel-mechanischen (Walrassen) Gleichgewichtsmodell wesentlich nicht gibt. Wir werden uns jetzt nur auf einige wenige dieser Begriffe beschränken. Sie entsprechen am ehesten der Knoten- bzw. Matrixmethode von Hans Peter.¹ Er war der erste Ökonom, der die formale Sprache der ökonomischen Kreislaufmodelle und ihre allgemeine mathematische Struktur untersucht und weiterentwickelt hat.

Die Einzelunternehmen sowie Sektoren werden bei ihm als *Pole* bezeichnet. Was zwischen zwei Polen umgesetzt wird, nennt er Strom. Der Strom fließt in eine bestimmte Richtung, und sein quantitativer Wert wird als *Strombreite* bezeichnet. Die *Polbreite* ist eine Größe, die angibt, von welcher Menge der wirtschaftlichen Werte, die die Ströme mit sich tragen, ein Pol in einem bestimmten Zeitraum durchlaufen wird. Damit ein Kreislauf geschlossen ist, muss die Bedingung erfüllt sein, dass die Summe der Breiten der in einen Pol einlaufenden Kreislaufströme gleich der Summe der Breiten der auslaufenden Ströme ist.

¹ *Mathematische Strukturlehre des Wirtschaftskreislaufes*, Otto Schwartz, 1963, S. 15 und 82.

Damit alles nicht ganz abstrakt bleibt, wird im nächsten Bild eine dreisektorale Wirtschaft als Kreislauf dargestellt, auf zweierlei Weise: Einmal mit Strömen, deren Breiten ihren Werten in Preiseinheiten entsprechen, ein andermal mit *Knoten* (Punkten) und *Kanten* (Linien), wie man es aus der Graphentheorie kennt. In diesem Beispiel stellen die oberen zwei Sektoren Produktionsgüter und der dritte Konsumgüter her. Zum besseren Verständnis können wir uns die drei Sektoren als konkrete Wirtschaftszweige vorstellen. Sektor 2 stellt Rohstoffe und Halbfabrikate, Sektor 1 Maschinen und Anlagen und Sektor 3 Konsumgüter her. Das folgende Flussdiagramm zeigt diese dreisektorale Wirtschaft in einem Zustand, der sich beliebig lange unverändert wiederholen lässt. Man bezeichnet ihn deswegen als *stationär*.



Die einlaufenden Kreislaufströme oder *Inputs* jedes beliebigen Pols j kann man allgemein mathematisch als $x_{1j}, x_{2j}, x_{3j}, \dots, x_{kj}, \dots, x_{nj}$ und die auslaufenden oder *Outputs* als $x_{j1}, x_{j2}, x_{j3}, \dots, x_{jk}, \dots, x_{jn}$ bezeichnen. Mit x_j wird die ganze Breite des Pols j bezeichnet. Mit Hilfe der Kreislaufströme lassen sich *Strukturkoeffizienten* bilden, die als „Verhältnisse der Strombreiten zu den Polbreiten“ definiert sind. Es gibt zwei Sätze solcher Quotienten. Man kann nämlich die Strombreite ins Verhältnis zur Breite des Pols, in den der Strom einmündet bzw. aus dem er ausfließt, setzen:

$$\tau_{kj} = x_{kj} / x_j \quad \text{bzw.} \quad \delta_{jk} = x_{jk} / x_j .$$

Die Quotienten des ersten Typus werden üblicherweise als *technische Koeffizienten* bezeichnet, die des zweiten Typus nennen wir *distributive Koeffizienten*. Erstere geben also Auskunft über die *Beschaffung* eines Wirtschaftssektors, letztere über seinen *Absatz*. Die Zahlen in dem obigen Bild rechts sind distributive Koeffizienten für das numerische Beispiel links.

Technische Koeffizienten geben Auskunft darüber, in welchen Proportionen die Produktionsfaktoren (Inputs) in der Produktion des jeweiligen Sektors kombiniert werden. Sie sind aber eine grobe Vereinfachung der Realität, denn die Faktorproportionen sind bekanntlich nicht starr. Trotzdem sind die technischen Koeffizienten gut geeignet für die Darstellung von ökonomischen Prozessen -

hauptsächlich der *stationären* -, weil sie die Gestaltung von komplexen und mehrstufigen (*multi-level*) Strukturen ermöglichen. Dabei kann man auch empirisch ermittelte Daten benutzen, um reale Wirtschaften darzustellen (Leontief-Tabellen). Zu den wichtigsten theoretischen Erkenntnissen, die wir der produktionstechnischen Analyse mit technischen Koeffizienten zu verdanken haben, gehört die „Wiederkehr der Techniken“ (*reswitching of techniques*).

Distributive Koeffizienten vermitteln nicht Eigenschaften *eines einzelnen* Sektors, sondern sie beziehen sich auf die Struktur des gesamten ökonomischen Systems. Weil die distributiven Koeffizienten nicht die technologischen Gegebenheiten der bezüglichen Sektoren wiedergeben, wie es bei den technischen Koeffizienten der Fall ist, sind sie nicht an die Annahme der konstanten Faktorproportionen (Skalenerträge) gebunden und damit nicht auf lineare Produktionsänderungen (proportionale Dynamik) beschränkt, so dass sie auch für eine *makroökonomische Analyse* geeignet sind, die die technischen Änderungen mit einbezieht.

Unsere vorrangige Aufgabe besteht nun darin, herauszufinden, welchen allgemeinen Bedingungen die Güterströme und ihre Preise genügen müssen, wenn das allgemeine wirtschaftliche Gleichgewicht erhalten bleiben soll, und wann dies nicht der Fall ist, so dass ein Nachfragemangel entsteht. Wir fangen mit der einfachen (buchhalterischen) Feststellung an, dass der Wert der Gesamtproduktion jedes beliebigen Wirtschaftssektors, den wir auch als *Bruttoeinkommen* bezeichnen, durch zweierlei Art von Produktionskosten bestimmt wird: durch die Kosten aller verbrauchten und verschlissenen Produktionsgüter (Rohstoffe, Halberzeugnisse und Maschinen) und durch die Ausgaben für verschiedene, in Anspruch genommene Dienste der Wirtschaftsakteure, die wir als *Nettoeinkommen* bezeichnen. Mit dem Begriff Nettoeinkommen - man spricht auch von *Wertschöpfung* -, ist also der *Überschuss* gemeint, der dem jeweiligen Sektor übrig bleibt, nachdem er bei allen anderen Sektoren seine Schulden beglichen hat. In den Bildern oben stellen die externen Inputs die Nettoeinkünfte der Sektoren dar. Zu dem Nettoeinkommen gehören Löhne, Zinsen, Profite, ... aber für unsere Analyse ist nur das gesamte Nettoeinkommen relevant, nicht seine sektorinterne Verteilung. Es reicht aus anzunehmen, dass es solche Einkünfte überhaupt gibt, dass also jeder Sektor einen zu verteilenden Überschuss aufweist, den wir als \hat{y}_j bezeichnen. Die Kostenstruktur der Gesamtproduktion jedes beliebigen Sektors j in einer Wirtschaft mit n Sektoren lässt sich dann in Form einer algebraischen Gleichung darstellen:

$$x_{1j} p_1 + x_{2j} p_2 + x_{3j} p_3 + \dots + x_{nj} p_n + \hat{y}_j = x_j p_j .$$

Mit x_{1j} wird diejenige physikalische Menge der Produktionsgüter bezeichnet, die vom Sektor 1 zum Sektor j geliefert wird; mit x_{2j} analog diejenige, die vom Sektor 2 zum Sektor j geliefert wird, ... u.s.w. Wenn der Sektor j diese Güter zu den Preisen p_1, p_2, \dots pro physikalischer Einheit bezieht, produziert er eine physikalische Menge x_j von Gütern oder einen realen Gesamtoutput, dessen nominaler Wert bei dem

nominalem Einzelpreis p_j ein Bruttoeinkommen $x_j p_j$ abwirft, das wir mit dem Symbol y_j bezeichnen werden. Wenn der erste Term der Gleichung durch den Wert x_1 dividiert und zugleich mit ihm multipliziert wird, kann er als Produkt von zwei Multiplikatoren x_{1j}/x_1 und $x_1 \cdot p_1$ dargestellt werden:

Der erste ist per Definition ein distributiver Koeffizient, konkret δ_{1j} ; der zweite stellt das gesamte nominale Bruttoeinkommen (Output) des Sektors 1 dar, das wir mit y_1 bezeichnen. Macht man beim zweiten Term dasselbe mit der Variable x_2 und analog auch mit allen restlichen Termen, schreibt man die ursprüngliche Gleichung als:

$$\delta_{1j} y_1 + \delta_{2j} y_2 + \delta_{3j} y_3 + \dots + \delta_{nj} y_n + \hat{y}_j = y_j.$$

Wenn eine Wirtschaft n Sektoren hat, bekommen wir ein System von n Gleichungen, das sich - analog zu der vorigen Gleichung - in der Matrixform wie folgt schreiben lässt:

$$\Delta_{nn} \mathbf{y}_n + \hat{\mathbf{y}}_n = \mathbf{y}_n. \tag{a}$$

Die distributiven Koeffizienten δ_{kj} dieses mathematischen Gleichungssystems bilden also eine quadratische (zweidimensionale) Matrix und seine Variablen (eindimensionale) Vektoren. Die Matrix Δ_{nn} zeigt bestimmte Eigenschaften, von denen wir Gebrauch machen wollen. Wenn die Sektoren 1 bis h Produktionsgüter und die Sektoren $h+1$ bis n Konsumgüter herstellen, hat nämlich diese Matrix eine charakteristische Form, wie unten dargestellt.

$$\left[\begin{array}{cccc|cccc} \delta_{11} & \delta_{21} & \dots & \delta_{h1} & 0 & 0 & \dots & 0 \\ \dots & \dots \\ \delta_{1h} & \delta_{2h} & \dots & \delta_{hh} & 0 & 0 & \dots & 0 \\ \dots & \dots \\ \delta_{1\ h+1} & \delta_{2\ h+1} & \dots & \delta_{h\ h+1} & 0 & 0 & \dots & 0 \\ \dots & \dots \\ \delta_{1n} & \delta_{2n} & \dots & \delta_{hn} & 0 & 0 & \dots & 0 \end{array} \right] \rightarrow \left[\begin{array}{ccc|ccc} \Delta_K & & & & & & & \mathbf{0} \\ & & & & & & & \\ & & & & & & & \\ \dots & \dots \\ \Delta_C & & & & & & & \mathbf{0} \\ & & & & & & & \end{array} \right]$$

Die distributiven Koeffizienten der Matrix, deren erste Indexziffer mit $h+1$ beginnt und aufwärts, haben den Wert Null, weil die Konsumhersteller keine Güter zurück in die Wirtschaft liefern. Diese Tatsache macht es möglich, die Matrix Δ_{nn} (durch ein Dekompositionsverfahren) auf zwei kleinere Matrizen zu reduzieren, die wir bereits als Δ_K bzw. Δ_C bezeichnet haben. Die Notation dieser (Sub-)Matrizen verlangt eine kurze Erläuterung:

Der Index κ der ersten Matrix deutet darauf hin, dass sie nur die Sektoren erfasst, die Produktionsgüter herstellen; die zweite Matrix mit dem Index c , erfasst die restlichen, die Konsumgüter herstellen. Mathematisch korrekt wäre, bei beiden Matrizen noch Indizes hinzuzufügen, die über ihre Zeilen- und Spaltenzahl Auskunft geben. Diese Indizes werden aber im Folgenden weggelassen, so dass die Matrixgleichungen den gewöhnlichen Gleichungen noch ähnlicher werden und als solche behandelt werden können. Dadurch werden die folgenden Ausführungen auch ohne Kenntnisse der Matrixrechnung nachvollziehbar.

Die Vektoren des Gleichungssystems (a) lassen sich auch nach dem gleichen Kriterium in je zwei Vektoren zerlegen: Vektor \mathbf{y}_n in \mathbf{y}_κ und \mathbf{y}_c , und Vektor $\hat{\mathbf{y}}_n$ analog in $\hat{\mathbf{y}}_\kappa$ und $\hat{\mathbf{y}}_c$. Auch hier sollen die Indizes Auskunft darüber geben, ob der Vektor Sektoren erfasst, die Produktionsgüter (κ) oder Konsumgüter (c) herstellen. Die Indizes, welche die (mathematische) Dimension des Vektors bestimmen, werden im Weiteren ebenfalls weggelassen. Aus dem „oberen“ und dem „unteren“ Teil des Gleichungssystems (a) lassen sich jetzt zwei Gleichungssysteme bilden:

$$\begin{aligned} \Delta_\kappa \mathbf{y}_\kappa + \hat{\mathbf{y}}_\kappa &= \mathbf{y}_\kappa \\ \Delta_c \mathbf{y}_\kappa + \hat{\mathbf{y}}_c &= \mathbf{y}_c. \end{aligned} \tag{b}$$

Weil wir es mit einem *System mit Überschuss* zu tun haben, ähnlich wie bei Piero Sraffa (*Production of Commodities by Means of Commodities*), gilt auch folgende Gleichung:²

$$\underbrace{\mathbf{1} (\mathbf{I} - \Delta_\kappa) \mathbf{y}_\kappa}_{\text{Term 1}} + \underbrace{\mathbf{1} \hat{\mathbf{y}}_c}_{\text{Term 2}} = \underbrace{\mathbf{1} \Delta_c \mathbf{y}_\kappa}_{\text{Term 3}} + \underbrace{\mathbf{1} \hat{\mathbf{y}}_c}_{\text{Term 4}}. \tag{c}$$

Die Gleichung (c) beschreibt die *Gleichgewichtsbedingung* des Systems, aber explizit nur die auf dem Markt der Konsumgüter. Es wird aber stillschweigend angenommen, dass der Markt der Produktionsgüter geräumt ist, so dass sie indirekt zugleich auch das Gleichgewicht der gesamten Wirtschaft erfasst.

Der Reproduktionsperiode, auf die sich diese Gleichung (c) bezieht, wird im Weiteren der Index t zugeordnet. Es ist aber wichtig zu bemerken, dass einige Komponenten der Gleichung, also die Produktionskosten der Sektoren, nicht in der betrachteten Reproduktionsperiode t gebildet werden, sondern schon früher ($t-1$), so dass auch ihre Preise früher festgelegt worden waren. Um diese Zeitlichkeit in unserer

² Wir addieren zuerst die linke und dann die rechte Seite des obigen Gleichungssystems (b), und zwar mit Hilfe des *Summationsvektors* ($\mathbf{1}$), woraus folgt

$$\mathbf{1} \Delta_\kappa \mathbf{y}_\kappa + \mathbf{1} \hat{\mathbf{y}}_\kappa + \mathbf{1} \Delta_c \mathbf{y}_\kappa + \mathbf{1} \hat{\mathbf{y}}_c = \mathbf{1} \mathbf{y}_\kappa + \mathbf{1} \mathbf{y}_c.$$

Wenn wir jetzt die Terme anders anordnen und dabei auch die diagonale *Einheitsmatrix* (\mathbf{I}) nutzen, erhalten wir

$$\mathbf{1} (\mathbf{I} - \Delta_\kappa) \mathbf{y}_\kappa + (\mathbf{1} \mathbf{y}_c - \mathbf{1} \hat{\mathbf{y}}_\kappa) = \mathbf{1} \Delta_c \mathbf{y}_\kappa + \mathbf{1} \hat{\mathbf{y}}_c.$$

Da der Wert aller hergestellten Konsumgüter ($\mathbf{1} \mathbf{y}_c$) beim stationären Gleichgewicht der Summe aller Nettoeinkünfte ($\mathbf{1} \hat{\mathbf{y}}_c + \mathbf{1} \hat{\mathbf{y}}_\kappa$) entspricht, hat der Ausdruck im zweiten Klammerpaar den Wert $\mathbf{1} \hat{\mathbf{y}}_c$, woraus direkt die Gleichung (c) folgt.

Gleichgewichtsanalyse zu berücksichtigen, schauen wir uns nun die Terme der Gleichung (c) genauer an:

Term 1: Er umfasst summarisch die Nettoeinkünfte der Sektoren, welche die Produktionsgüter herstellen. Es sind Einkünfte, die diesen Sektoren *effektiv* übrig bleiben, wenn sie ihre Produktion vollständig abgesetzt, und sich mit den Produktionsgütern für die nächste Reproduktionsperiode versorgt haben. Weil alle Elemente von Δ_k und y_k dieses Terms im Verlauf (oder am Ende) der betrachteten Reproduktionsperiode bestimmt werden, datieren wir sie beide mit dem Index t .

Term 2: Er stellt die Summe der Nettoeinkünfte der Sektoren dar, welche Konsumgüter herstellen. Alle diese Einkünfte bilden sich ebenfalls im Verlauf der betrachteten Reproduktionsperiode, weshalb wir sie ebenfalls mit dem Index t datieren.

In ihrer Summe bilden **Term 1** und **Term 2** die *effektive Nachfrage* auf dem Markt der Konsumgüter.

Term 3: Seine Summanden sind Kosten, welche die Produktion von Konsumgütern verursacht hat. Sie sind durch verbrauchte und verschlissene Produktionsgüter entstanden, die sich die Sektoren schon vor dem Produktionsbeginn angeschafft haben, und zwar nach den vormals gültigen Preisen, weshalb ihnen der Index $t-1$ zuzuordnen ist. Diese Kosten sind Bestandteil des Angebots, und nachdem dieses realisiert ist, fließen sie in den Amortisationsfond.

Term 4: Er stellt die Nettoeinkünfte der Sektoren dar, welche Konsumgüter herstellen, wie schon der Term 2. Diesmal sind aber diese Einkünfte als in den Konsumgütern eingebaute Produktionskosten zu verstehen und somit ein Bestandteil des Angebots.

In ihrer Summe bilden **Term 3** und **Term 4** das *effektive Angebot* auf dem Markt der Konsumgüter.

Wenn wir jetzt die Terme bzw. die Variablen der Gleichung (c) mit diesen Zeitangaben versehen, bekommen wir eine *datierte* Gleichgewichtsbedingung:

$$\underbrace{1 (\mathbf{I} - \Delta_k^t) y_k^t + 1 \hat{y}_c^t}_{\text{Effektive Nachfrage}} = \underbrace{1 \Delta_c^{t-1} y_k^{t-1} + 1 \hat{y}_c^t}_{\text{Effektives Angebot}}. \quad (d)$$

Mit der Matrize Δ_c^{t-1} und dem Vektor y_k^{t-1} knüpft die Reproduktionsperiode t an die Vergangenheit an, so dass unsere Analyse einen Ausschnitt aus einem kontinuierlichen wirtschaftlichen Ablauf darstellt. Die Reproduktionsperioden werden also nicht einfach auf einer Zeitachse aufgereiht und zusammen geschoben (einer Perlschnur ähnlich), wie es bei der *komparativen Statik* der Fall ist, sondern sie greifen ineinander (wie in einer Kette), so dass jede Reproduktionsperiode sowohl *strukturell* als auch *funktional* aus der vorherigen hervorgeht. Unsere Analyse ist also im strengsten Sinne dynamisch.

Die Gleichung (d) stellt nun die Grundlage dar, auf der jetzt die *dynamischen Eigenschaften des allgemeinen Gleichgewichts und Ungleichgewichts* analysiert werden. Wir wollen diese Analyse im Rahmen des ökonomischen Wachstums durchführen, weil das Wachstum zu der wichtigsten Art der wirtschaftlichen Dynamik zählt. Uns wird es aber trotzdem nicht darum gehen, eine vollständige Wachstumsanalyse vorzulegen, sondern es sollen nur die Faktoren bzw. Größen des Wachstums untersucht werden, die *gleichgewichtsrelevant* sind. Welche es sind, müssen wir erst herausfinden.

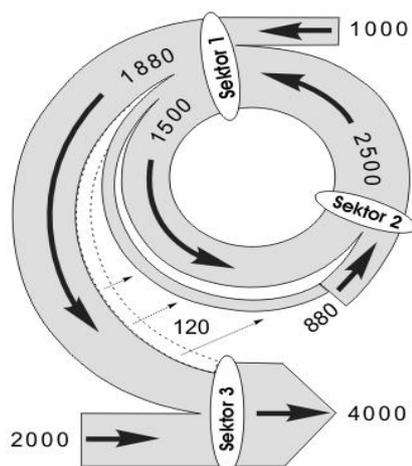
Für *eine* Variable lässt sich aber schon nach einer einfachen Überlegung feststellen, dass sie **nicht** zu den gleichgewichtsrelevanten gehört. Es sind die (nominalen) Preise der Konsumgüter. Diese Preise sind nämlich nur durch den Vektor \hat{y}_c^t bestimmt, der sich auf beiden Seiten der Gleichung (d) als Summand befindet, so dass sich seine Wirkung im Endergebnis völlig aufhebt. Das allgemeine Gleichgewicht kann also von den nominalen Preisen der Konsumgüter nicht abhängig sein. Übertragen auf spezifische Bedingungen schließen wir daraus, dass in einer Wirtschaft, in der ausschließlich Konsumgüter hergestellt und ausgetauscht werden, kein allgemeines Ungleichgewicht entstehen kann. Nebenbei bemerkt passt diese theoretische Schlussfolgerung bestens zur historischen Tatsache, dass es in den vorkapitalistischen Wirtschaften, in denen (fast) alle Anbieter Konsumgüterhersteller waren und Konsumgütermärkte dominierten, das Problem des Nachfragemangels und der allgemeinen Überproduktion völlig unbekannt war.

1. Übergang von der stationären Wirtschaft auf den Wachstumspfad

Wenn eine Wirtschaft wachsen will, braucht sie für ihre gestiegene Aktivität größere Mengen von Investitionen - also von Produktionsgütern. Am Anfang des Wachstumsprozesses stehen diese aber einer stationären Wirtschaft nicht zur Verfügung. Sie müssen erst produziert werden. Eine der Möglichkeiten, die dafür immer zur Verfügung steht, heißt *Reallokation der Produktionsressourcen*. Sie besteht darin, den Herstellern von Produktionsgütern eine größere Menge an Produktionsgütern als früher zur Verfügung zu stellen, indem man diese vorübergehend den Konsumgüterherstellern entzieht. Marx hat die Reallokation im zweiten Band seines *Kapitals* - in seiner sogenannten „erweiterten Reproduktion“ - als erster untersucht. Weil er sich dabei allein numerischer Beispiele bediente, ohne Gebrauch von einer systematischen und logisch strengen mathematischen Methode zu machen, ist ihm das Gleichgewichts- bzw. Nachfrageproblem verborgen geblieben. Dieses Problem wurde auch während der kapitaltheoretischen „Cambridge-Debatte“ übersehen, die sich auf das Kreislaufmodell von Sraffa stützte, dem keinesfalls mathematische Strenge fehlt. Das Modell ist unterkomplex. Es benützt nämlich nur technische Koeffizienten, und mit ihnen lässt sich das Gleichgewichts- bzw. Nachfrageproblem nicht sichtbar machen. Man braucht dazu auch noch die distributiven Koeffizienten.

Wenn die Wirtschaft durch Reallokation von Produktionsgütern zu wachsen beginnt, werden einige δ -Koeffizienten der Matrix Δ_k^t in der Gleichung (d) größer. Da die Reallokation am Vektor y_k^t nichts ändert, wird der Term 1 der Gleichung (d) folglich kleiner. Auf der rechten Seite der Gleichung ändert die Reallokation nichts, so dass die *effektive Nachfrage* (linke Seite) kleiner als das *effektive Angebot* (rechte Seite) wird.

Wenn uns schon ein numerisches Beispiel einer stationären Wirtschaft zur Verfügung steht - das vorige Bild links -, ist es mit seiner Hilfe leicht das mathematisch formulierte Nachfrageproblem beim Beginn des Wachstums zu veranschaulichen. Aus der realen Struktur der Produktion (technische Gegebenheiten) der Wirtschaft folgt, dass die Güter des Sektors 1 realloziert werden müssen. Sektor 2 soll mehr und Sektor 3 entsprechend weniger Güter bzw. Produktionsgüter am Ende der betrachteten Reproduktionsperiode erhalten bzw. investieren. Nehmen wir an, dass Sektor 2 zusätzlich 120 mehr bekommt bzw. investiert - so wie in dem nächsten Bild dargestellt. (Dann wird zuerst er um 8% wachsen und danach auch die ganze Wirtschaft. Diese Zahl ist natürlich beliebig gewählt - jede andere würde den gleichen Effekt bewirken.)



Nettoeinkommen:

Sektor 1:	1000
Sektor 2:	880
Sektor 3:	2000

	3880

Konsumgüter:

Sektor 1:	0
Sektor 2:	0
Sektor 3:	4000

	4000

Aus dem Bild wird nun deutlich, dass nach der Reallokation die dem System noch übrig gebliebenen (effektiven oder liquiden) Nettoeinkünfte nicht mehr für den Absatz aller fertig produzierten Konsumgüter ausreichen. Was zum Kauf der Produktionsgüter ausgegeben wurde, steht nämlich nicht mehr zum Kauf der bereits hergestellten Konsumgüter zur Verfügung. Selbst wenn danach *alle* restlichen liquiden Nettoeinkünfte sofort für Konsumgüter ausgegeben würden, bleibt immer noch eine bestimmte Menge der hergestellten Konsumgüter unverkauft. Es ist ein Ungleichgewicht mit einem Nachfragemangel oder Nachfrage-Gap Γ entstanden. Diesen nicht absetzbaren Konsumgütern stehen jedoch Abschreibungen gegenüber, also die Kosten der zu ihrer Produktion verbrauchten und verschlissenen Produktionsgüter. Rein quantitativ betrachtet würden diese Abschreibungen für den Kauf des Überangebots an Konsumgütern ausreichen, so dass die Wirtschaft während der betrachteten Reproduktionsperiode t im Prinzip doch den Übergang zum Wachstum

realisieren könnte. Mikroökonomisch betrachtet würde damit aber von den Sektoren welche die Konsumgüter herstellen, verlangt, dass sie *desinvestieren*. Das sind die Wirtschaftsakteure aber normalerweise nicht bereit zu tun. Und wenn sie es nicht tun, dann reicht die Nachfrage für das vorhandene Angebot nicht mehr aus und die Reallokation von Produktionsgütern zum Zwecke des wirtschaftlichen Wachstums muss misslingen.

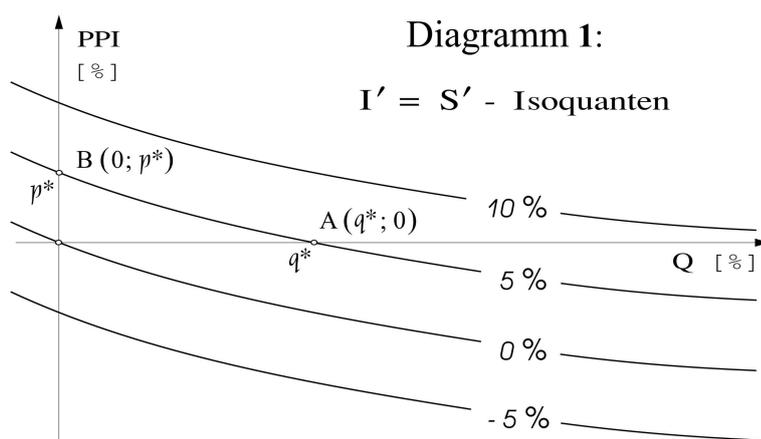
Der festgestellte Nachfragemangel entspricht offensichtlich *nicht* der Auffassung vom Nachfragemangel der klassischen Nachfragetheoretiker - Sismondi, Malthus und später Keynes -, wonach der Wille zur Produktion dem Willen zum Verbrauch vorseilt, was folglich zu einem Missverhältnis zwischen Produktion und Verbrauch führt. Beim von uns bereits erörterten Nachfragemangel gibt es nämlich *keine* unverbrauchten Nettoeinkünfte - jeder gibt unverzüglich alles aus, was er verdient. Mit dem Geld kann dieser Nachfragemangel erst recht nichts zu tun haben, weil wir das Geld in unsere Analyse noch nicht mit einbezogen haben. Daraus folgt, dass das Saysche Gesetz nicht nur im Walrassen Sinne falsch ist, wie es die Nachfragetheoretiker schon immer behauptet haben; es ist bereits im Langeschen Sinne falsch,³ nämlich für eine hypothetische Marktwirtschaft ohne Geld (*non-money-economy*). Unsere Schlussfolgerung: Der Nachfragemangel entsteht in der Praxis nicht alleine dann - vor allem nicht dann -, wenn das Geld irgendwo verschollen bleibt, sondern vornehmlich deshalb, weil es die *Laissez-faire* Marktwirtschaft bisweilen von ihren Akteuren verlangt, dass sie ihre *früheren*, bereits *sinnvoll investierten Ersparnisse* entsparen - also einen Teil der Amortisation konsumieren. Wir können dies auch als *negatives Sparen* bezeichnen.

Erwähnen wir noch, dass sich anhand des obigen Bildes und seinen Zahlen auch noch eine unserer mathematischen Schlussfolgerung leicht überprüfen lässt, dass nämlich die nominale Preisänderung bei den Konsumgütern keinen Einfluss auf den Nachfrage-Gap Γ ausübt. Wenn die Preise des Sektors 3 - wegen der sinkenden Nachfrage - fallen, dann verringern sich auch die Nettoeinkommen dieses Sektors um den gleichen Wert, so dass die Nachfragelücke gleich bleibt. Für die Preise der Konsumgüter gilt also das Saysche Gesetz uneingeschränkt. Historisch betrachtet, galt also dieses - theoretisch so umstrittene Gesetz - tatsächlich für die vorindustriellen Marktwirtschaften, bei denen es noch keine reinen Kapitalhersteller gab.

Einem Mathematiker, der sich die Gleichung (d) anschaut, wird schnell einfallen, wie sich das negative Sparen vermeiden und das Gleichgewicht retten lässt: man braucht lediglich den Vektor y_k^t in Term 1 zu vergrößern, bis sich die Nachfragelücke (Γ) schließt. Dieser Vektor lässt sich vergrößern, indem man die Preise der Produktionsgüter anhebt. Für das Maß dieser Preissteigerung können wir die in der empirischen Forschung benutzte Größe *Producer Price Index* (PPI) nehmen.

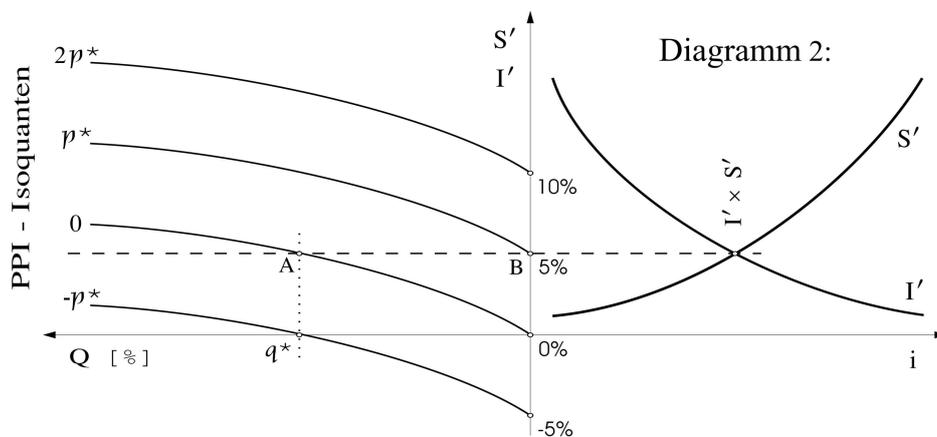
³ Oskar Lange, „Say's law: a restatement and criticism“, in Oskar Lange, *Studies in Mathematical Economics and Econometrics*, 1942, S. 49-68.

Neben der Preiserhöhung gibt es aber noch eine andere, ökonomisch wichtige Möglichkeit des Übergangs zum Wachstum, den Vektor \mathbf{y}_k^t im Term 1 zu vergrößern: die Steigerung der Produktivität. Nehmen wir an, einige Hersteller haben während der Reproduktionsperiode t ihre Produktion real vergrößert, indem sie aus der *vorhandenen* Menge technischer Ressourcen (Inputs) mehr Produktionsgüter hergestellt haben als während der vorherigen Periode. Durch dieses *Produktivitätswachstum* wird Vektor \mathbf{y}_k^t größer und die Lücke, die durch die Reallokation entsteht, kleiner. Ist das Produktivitätswachstum groß genug, verschwindet diese ganz. Ein noch stärkeres Produktivitätswachstum würde die Reallokation sogar überflüssig machen. Daraus folgt, dass die Preissteigerung (PPI) und das Produktivitätswachstum (Q) *substitutive* Größen sind. Diese Schlussfolgerung können wir in einem Koordinatensystem veranschaulichen, in dem diese zwei Größen seine Achsen darstellen. Die Maßeinheit der Investitionen ist in unserer mathematischen Analyse zwar die Geldeinheit, aber trotzdem quantifizieren wir die Investitionen in den folgenden Diagrammen relativ, und zwar als prozentuale Anteile (-5%, 0%, 5%, 10%) des gesamten Nettoeinkommens der Wirtschaft. Die Investitionen auf diese Weise zu quantifizieren, ist auch deshalb sinnvoll, weil sie sowieso aus diesem Einkommen finanziert werden. Wird das Geld nirgends gehortet, ist das gesamte Sparvolumen (S') gleich dem Investitionsvolumen (I').



Die bereits abgeleitete Schlussfolgerung, die Preissteigerung und das Produktivitätswachstum seien *substitutive* Größen, lässt sich im Diagramm leicht nachvollziehen. So wäre zum Beispiel die Spar- bzw. Investitionsquote von 5%, die sich mit dem Produktivitätswachstum von q^* Prozent realisieren lässt (Punkt A), alternativ auch durch eine Preissteigerung von p^* -Prozent (Punkt B) erreichbar. Die praktischen Konsequenzen sind naheliegend: Wenn die Wirtschaft unter einer Innovationsschwäche leidet, lässt sich das Gleichgewicht bei der Reallokation mit höheren Preisen (der Produktionsgüter) retten. Dann gilt auch umgekehrt, was das Diagramm auch verdeutlicht. Steigen die Preise stärker, kann auch die Reallokation größer sein. Das Wachstum kann stärker durchstarten.

Das nächste Diagramm schildert zwar die Gleichgewichtsbedingungen der Wirtschaft in einer einleuchtenden Weise, entspricht aber nicht der gängigen Darstellungsweise in der Makroökonomik. Mit den geeigneten mathematischen Regeln ist es kein Problem, unsere Erkenntnisse auch mit vertrauten Begriffen und Diagrammen zu interpretieren. Zu diesem Zweck gestalten wir im ersten Schritt das obige Koordinatensystem anders. Die Investitionen und Ersparnisse sollen den Platz auf der vertikalen Koordinatenachse einnehmen und die verschiedenen Preisniveaus (PPI) sollen als Isoquanten dargestellt werden. An die vertikale Koordinatenachse dieses Diagramms lässt sich nun ein weiteres Diagramm anlegen, das uns aus der Makroökonomik vertraut ist.



Dieses Diagramm ist zugleich so gestaltet, dass sich der kausale Zusammenhang zwischen den Variablen unserer kreislauftheoretischen Analyse leicht nachvollziehen lässt. Die Preisänderung und das Produktivitätswachstum in der linken Hälfte des Diagramms bestimmen die Summe, die investiert und gespart werden darf, und diese ist dann das Niveau, auf dem sich die Kurven (I') und (S') in der rechten Hälfte des Diagramms schneiden müssen - soll das Gleichgewicht erhalten bleiben. Dies bedeutet, dass „Ersparnis und Investition die Bestimmten des Systems und nicht die Bestimmenden sind“, wie es schon Keynes formuliert hat. Die *Bestimmenden des Systems* sind in unserem Fall allerdings nicht diejenigen, die Keynes gemeint hat. Er hat sie ausschließlich im psychischen und monetären Bereich der Wirtschaft gesucht,⁴ bei uns sind (vorerst) diese bestimmenden Größen das Preisniveau (PPI) und das Produktivitätswachstum (Q). Die Schlussfolgerungen unserer Analyse widersprechen schließlich der Auffassung, dass die Wirtschaft im Gleichgewicht ist, wenn die Investitionen den Ersparnissen entsprechen, wo sich Keynes mit der neoklassischen Theorie einig war oder zumindest gut verstanden hat. Bei Keynes ging es um das Geld bzw. die Geldhortung (Liquiditätsfalle, Realkasseffekt), also um die Ungültigkeit des Sayschen Gesetzes im Walrasschen Sinne; bei uns geht es dagegen um die Ungültigkeit

⁴ „Ersparnis und Investition sind die Bestimmten des Systems und nicht die Bestimmenden. Sie sind die Zwillingsergebnisse der Bestimmenden des Systems, nämlich des Hanges zum Verbrauch, der Tabelle der Grenzleistungsfähigkeit des Kapitals und des Zinsfußes.“ (*Allgemeine Theorie*, Macmillan Press, 1973, S. 154.)

des Sayschen Gesetzes im Langeschen Sinne. Das alles klingt ungewöhnlich und befremdlich, aber gerade hier wird die Absicht der kreislauftheoretischen Analyse sichtbar, so dass es an dieser Stelle angebracht ist, etwas mehr darüber zu sagen.

Die Schlussfolgerung unserer Analyse, dass die Preise und Produktivität Größen sind, die das Sparen und Investieren bestimmen, und damit auch das Gleichgewicht und das Wachstum, unterscheidet sich wesentlich von dem, was wir aus der neoklassischen („neoliberalen“) Theorie kennen. In dieser Theorie, die in den letzten Jahrzehnten zum ökonomischen Mainstream geworden ist, sorgt der Markt immer und automatisch für das Gleichgewicht. Wie stark die Wirtschaft wächst, wird allein durch Kosten bestimmt - vor allem durch Zinsen, Löhne und Steuern. Diese zwei Auffassungen unterscheiden sich so sehr voneinander, dass man an dem bekannten Begriff *Paradigma* vom Erkenntnistheoretiker Thomas Kuhn nicht vorbeikommt: Das Walrassche partikelmechanische Modell und das kreislauftheoretische Modell des Gleichgewichts (und Ungleichgewichts) sind zwei unterschiedliche Paradigmen - also Denksysteme. Beide Modelle sind zwar in sich konsistent, aber trotzdem nicht miteinander kommensurabel. Sie gehen von verschiedenen Annahmen (axiomatischer Basis) aus, die Hauptbegriffe und Variablen (Größen) sind andere und die relevanten Zusammenhänge zwischen ihnen ebenfalls. Wenn man dann von einem Paradigma zum anderen wechselt, sieht die Welt des gleichen Forschungsbereichs „anders aus und die vertrauten Gegenstände erscheinen in einem neuen Licht“, als wäre man „auf einen anderen Planeten versetzt worden“, um mit Thomas Kuhn zu sprechen. Deshalb ist die theoretische Erklärung der Funktionsweise und des Wachstums in der Kreislauftheorie prinzipiell eine ganz andere, wie auch die Erklärung der Tatsachen.

Aber wozu ein neues Paradigma? Die Wissenschaft ist dann gezwungen, nach einer neuen Denkweise bzw. Paradigma zu suchen, wenn die allgemein gebräuchlichen Theorien in Bezug auf die Tatsachen immer mehr auf die sogenannten *Paradoxe* oder *Anomalien* (Kuhn) stoßen. Diese lassen sich zwar mit zusätzlichen *Ad-hoc-Annahmen* in Einklang mit den Kernaussagen eines Paradigmas bringen, aber damit kommt eine Wissenschaft nicht voran, sondern sie degeneriert (Imre Lakatos). Ein durch solche Zusatzannahmen überfrachtetes Paradigma ist *einerseits* nicht überzeugend und *andererseits* ist es für Vorhersagen unbrauchbar, was noch viel wichtiger ist. Das lässt sich auch für das neoklassische Paradigma sagen. Was aus seinem partikelmechanischen Referenzmodell direkt folgt, widerspricht den Tatsachen. Auch in ihrem Bezug zu den Preisen und zur Produktivität steht in dem neoliberalen Paradigma die Realität auf dem Kopf. Weil diese Variablen (Größen) in unserer kreislauftheoretischen Analyse besonders wichtig sind, ist es angebracht etwas mehr über sie zu sagen.

1.1 Die Preise bzw. die Inflation als Faktor des ökonomischen Wachstums

Wenn das Preisniveau (der Produktionsgüter) ein Faktor des Gleichgewichts ist, hat dies weitreichende geldtheoretische Konsequenzen. Wenn nämlich das Preisniveau auch vom Geld bestimmt ist, woran sich nicht zweifeln lässt - auch wenn nicht so streng, wie

es etwa die Quantitätstheorie des Geldes behauptet - kann das Geld nicht *neutral* sein. Wenn eine zusätzliche Geldmenge die Preise steigen lässt, wird das Gleichgewicht schließlich auf einem höheren Investitionsniveau möglich. Für den von uns gerade untersuchten Fall bedeutet dies, dass sich mit höheren Preisen eine größere reale Reallokation erzielen lässt, ohne dass es zum Ungleichgewicht kommt. Dies ist eine sehr ungewöhnliche Schlussfolgerung. Das Geld war bekanntlich in allen bisherigen realen Analysen und Modellen neutral - das partikel-mechanische Modell von Walras ist das beste Beispiel dafür -, im Kreislaufmodell *mit distributiven Koeffizienten* kann es nicht neutral sein. Daraus ist zu schließen, dass dieses Modell eine Steigerung der analytischen Komplexität bedeutet, was es ihm möglich macht, mehr quantitative Zusammenhänge zu erfassen. Hier bestätigt sich, was der Soziologe und Systemanalytiker Niklas Luhmann behauptete: „Nur Komplexität kann Komplexität reduzieren“.⁵

Sollte es stimmen, dass steigende Preise einen positiven Einfluss auf das Wachstum ausüben, müsste dies auch empirisch belegbar sein. Wir werden jetzt aber keine statistischen Daten vorlegen, die diesen Zusammenhang nachweisen - es würde den Rahmen dieser Abhandlung sprengen -, sondern wir beschränken uns nur auf einige allgemeine Schlussfolgerungen derjenigen, die diesen Zusammenhang erforscht haben. Fangen wir mit den Historikern an.

„Europa erlebte im 16. Jahrhundert eine fortgesetzte Inflation von nie dagewesenen Ausmaßen. ... Steigende Preise regten eine allgemeine Ausweitung der Geschäftstätigkeiten an, ... Der enorme Preisanstieg findet seine Erklärung ... in dem Einstrom von Edelmetallen, insbesondere Silber, aus der neuen Welt: In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts befand sich die Weltwirtschaft in einer Phase der Silberinflation ... [so] daß das gesamte Produktionsvolumen nicht ausgereicht zu haben scheint, um der Nachfrage völlig zu entsprechen. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts verlangsamte sich das Tempo. Preise begannen nachzugeben ... die Jahre um die Mitte des 17. Jahrhunderts haben eine Verfalls- oder Stagnationsphase eingeleitet, die für den Rest des Jahrhunderts andauerte.“⁶

Von den Ökonomen vom Fach war Pierre Boisguillebert (1646-1714) der erste, der hohe Preise explizit mit der prosperierenden Wirtschaft in Verbindung gebracht hat. Man kann hier auch noch David Hume erwähnen, der diesen Ereignissen zeitlich nahe stand. Er hatte bekanntlich eine starke Version von der Neutralität des Geldes vertreten - man kann ihn zu den Erfindern oder Weiterentwicklern der Quantitätstheorie des Geldes zählen -, trotzdem gab er zu, dass

„... seit der Entdeckung der Minen in Amerika der Fleiß in allen europäischen Nationen zugenommen hat ... und dies kann neben anderen Gründen sicher der Zunahme von Gold und Silber zugeschrieben werden.“⁷

⁵ Niklas Luhmann, *Soziale Systeme*, Suhrkamp Verlag, 1984, S. 49.

⁶ Cipolla, C. und Borchardt, K., Hrsg.: *Europäische Wirtschaftsgeschichte*, Bd. 2, S. 273.

⁷ Hume, D.: *Politische und ökonomische Essays*, S. 209.

Mit der weiteren Entwicklung des Kapitalismus hat sich auch der US-amerikanischer Ökonom und Wirtschaftshistoriker Walt W. Rostow befasst. Aus seinen empirischen Untersuchungen folgert er:

„Neben der Konfiszierung und dem Steuersystem - die sinnvoll funktionieren könnten, wenn der Staat die Gelder produktiver anlegt als die besteuerten Individuen - hat die Inflation eine bedeutende Rolle in den verschiedenen Aufstiegsperioden gespielt. Es besteht kein Zweifel, dass die Kapitalbildung Englands in den späten 1790er Jahren, der Vereinigten Staaten um 1850 und Japans um die 1870er Jahre durch eine Preisinflation unterstützt wurde.“⁸

Nach dem Herbst 2008, als das geschah, was nach dem neoklassischen („neoliberalen“) Mainstream nie hätte passieren können, würde man das „Unmögliche“ besser verstehen, wenn man sich auf die ökonomische Erfahrung zwischen zwei Weltkriegen zurückbesinnt. Deutschland ist hier in der Tat sehr erfahrungsreich. Zuerst, gleich nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg, kam die Hyperinflation. Was aber das reale Wachstum der deutschen Wirtschaft betrifft, gehören die Jahre der Inflation in Deutschland zu den besten im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Betrug die reale Produktion im Jahre 1919 nur 37% der Vorkriegszeit (1913), erreichte sie im Jahre 1922 schon 70%. Carl-Ludwig Holtfrerich, ein deutscher Ökonom und Wirtschaftshistoriker, der sich mit dieser Inflation beschäftigte, stellte fest

„Im Jahre 1922, als die Entwicklung in die Hyperinflation übergang, herrschte Arbeitskräftemangel, d.h. eine Situation der Überbeschäftigung mit Arbeitslosenquoten unter 1 %.

Die inflationsbelebte deutsche Volkswirtschaft spielte insofern als einzige unter den bedeutenden Industriestaaten die Rolle einer „Lokomotive“ für die Weltwirtschaft. Die inflationäre Politik in Deutschland dürfte insofern eine Erklärung dafür sein, daß der scharfe Einbruch in der Weltkonjunktur 1920/21 schon 1922 überwunden war.“⁹

Es waren die nach der Hyperinflation folgenden Reformen - die restriktive Geldpolitik, der Druck auf Löhne, die Sozialkürzungen, das Gesundsparen der Staatschulden, ... ja schließlich sogar eine gesetzlich verordnete Deflation von dem verhängnisvollen Kanzler Brüning (1931) - die die Wirtschaft ruiniert haben und den Weg zur faschistischen Diktatur ebneten. Hitler als die Folge der Inflation zu begreifen, passt zwar hervorragend zur neoklassischen Theorie, aber nicht zu den Tatsachen. Wenn wir also heute zwischen den neoliberalen Reformen und der „keynesianischen“ Inflation wählen sollen, können wir nicht sagen, die Wahl sei deshalb so schwierig, weil wir uns in einer einzigartigen Lage befinden. Die heutige Lage ist nicht nur nicht einzigartig, sondern sie lässt sich, historisch gesehen, nicht einmal als selten bezeichnen. Nicht wenige, die einen Namen in unserem Fach haben, würden dies bestätigen, wie etwa Lester Thurow und Joseph Schumpeter:

„Der Kapitalismus kann mit Inflation leben, so gar mit einem erheblichen Maß davon. Viele Länder, darunter China, sind mit Inflationsraten von nicht weniger als 10 bis 15 Prozent rasch gewachsen. Aber im letzten Jahrhundert war keine kapitalistische Gesellschaft fähig, in einem Umfeld der Deflation und der sinkenden Preise zu wachsen. Systematische Deflation hat fast immer ein

⁸ Rostow, W. W.: *Stadien wirtschaftlichen Wachstums*, S. 65.

⁹ Holtfrerich, C.-L.: *Die deutsche Inflation 1914-1923*, S. 199 und 329.

negatives BIP-Wachstum zur Folge. Hat sie einmal begonnen, ist es äußerst schwierig, ihr Einhalt zu gebieten.“¹⁰

„Gold- oder andere Inflationen würden noch immer das Wachstum der Wirtschaft beschleunigen, Deflationen würden es hemmen.“¹¹

1.2 Die Produktivität (Innovationen) als Faktor des ökonomischen Wachstums

Dass die produktiveren Technologien das Wachstum antreiben und verstärken, ist kein neuer theoretischer Ansatz. Da kommt uns sofort die bekannte Theorie des *dynamischen Unternehmers* von Schumpeter in den Sinn. Nach seiner Meinung kann ein Aufschwung nicht anders beginnen, als durch innovative Ideen. Im Rahmen unserer kreislauftheoretischen Gleichgewichtsanalyse lässt sich nun endgültig klären, wo Schumpeter Recht hat und wo er sich täuscht und damit auch die Frage beantworten, warum eine der interessantesten ökonomischen Visionen des vorigen Jahrhunderts sich nie richtig durchsetzen konnte.

Die Innovationen sind bei Schumpeter zwar *modus operandi* der Marktwirtschaft, aber damit diese praktisch realisiert werden, bräuchte man angeblich unbedingt die *Geldschöpfung der Banken*. Mit dieser sehr unorthodoxen Auffassung stieß Schumpeter damals nicht einmal im traditionalistischen Lager auf Verständnis. Sie ist in der Tat alles andere als unproblematisch. Wozu braucht man nämlich das zusätzliche Geld der Banken, wenn Investitionsgüter - wie alle anderen Güter - beim Verkauf Einkommen bringen, mit dem sie selbst nachgefragt werden können? Warum reicht das Ersparnis der privaten Haushalte und der Unternehmen nicht auch für die zusätzlichen Investitionen, die der Innovatoren? Da nimmt Schumpeter das Saysche Gesetz offensichtlich nicht ernst. Er versucht sich schließlich mit einer mikroökonomisch zweifelhaften Annahme zu retten: Innovatoren sollten mittellose Outsider sein - die sprichwörtlichen Tüftler aus der Garage -, die als solche schicksalhaft von den Krediten der Banken abhängig sind. So spaltet Schumpeter die Wirtschaft in eine technologisch stagnierende, die aus *endogener* Kaufkraft und „normalen“ Ersparnissen finanziert wird, und eine innovative, die sich durch Geld bzw. Kredit der Banken, sozusagen durch eine *exogene* Kaufkraft finanzieren muss. Hier beginnen die wirklichen analytischen Probleme bzw. Widersprüche innerhalb der Schumpeterschen Theorie des *dynamischen Unternehmers*.

Unsere Analyse zeigt, dass die Wirtschaft gerade dann, wenn ihr Wachstum mit neuen, produktiveren Technologien beginnt, auf keine exogene Kaufkraft bzw. Finanzkapital angewiesen ist. Dieses Kapital wird - als Buchgeld - vollständig innerhalb des Systems geschaffen. Auch bei den innovativen Investitionen handelt es sich also - wie sonst auch - nur um die Transformation von Kaufkraft, die bei irgendwem schon existiert. Im vorigen Diagramm macht zum Beispiel das Produktivitätswachstum von q^* Prozent eine Spar- und Investitionsquote von 5% möglich (Punkt A). Bei Schumpeter dagegen

¹⁰ Thurow, L.: *Die Zukunft der Weltwirtschaft*, S. 269

¹¹ Schumpeter, J.: *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*, S. 335.

muss die angeblich fehlende Kaufkraft für innovative Investitionen erst durch Banken geschaffen werden:

„Diese andere Art der Geldbeschaffung ist die Geldbeschaffung durch die Banken. Gleichgültig, welche Form sie annimmt ... immer handelt es sich nicht um Transformation von Kaufkraft, die bei irgendwem schon vorher existiert hätte, sondern um die Schaffung von neuer aus Nichts. ...

Der Bankier ist also nicht so sehr und nicht in erster Linie Zwischenhändler mit der Ware ‚Kaufkraft‘, sondern vor allem Produzent dieser Ware.

Kredit ist wesentlich Kaufkraftschaffung zum Zwecke ihrer Überlassung an den Unternehmer, nicht aber einfach Überlassung von vorhandener Kaufkraft.“¹²

Es ist schon an sich merkwürdig, dass Schumpeter hier die Innovationen von der neu geschaffenen Nachfrage abhängig macht, obwohl er bekanntlich kein Nachfragetheoretiker war. Noch mehr erstaunt, dass er gerade in den Krediten der Banken die Schaffung von neuer Nachfrage erblickt, womit der bekannteste Nachfragetheoretiker Keynes nie einverstanden wäre:

„Die Vorstellung, daß die Erzeugung von Kredit durch das Banksystem die Vornahme von Investition zuläßt, der ‚keine echte Ersparnis‘ entgegensteht, kann nur davon herrühren, daß eine der Folgen des vermehrten Bankkredites unter Ausschluß der übrigen herausgehoben wird.“¹³

Die Auffassung, dass Kredite nicht aus echten Ersparnissen stammen, bedeutet also zu kurz zu denken bzw. etwas außer Acht zu lassen. Aber was? Denken wir darüber nach. Lassen wir es sogar gelten, dass die Bank einen neuen Kredit als Buchgeld sozusagen aus nichts schafft (*Fiat-Money*). Solange dieser Kredit bzw. das Buchgeld noch nicht investiv angewandt wird, ist es noch Nichts - eine Zahl oder Symbol auf dem Papier oder im Computerspeicher. In dem Augenblick, als mit ihm auf dem Markt bestimmte Investitionsgüter gekauft werden, erzielt der Hersteller dieser Güter sein Einkommen. Jetzt stellt sich die Frage, woher die dem Einkommen innewohnende Kaufkraft stammt: aus dem Kredit oder aus den Gütern? Der gesunde Menschenverstand sagt uns, dass neues Einkommen aus den Gütern stammen muss, und zwar aus einem plausiblen Grund: Gäbe es diese (realen) Güter nicht, könnte es auch den Kredit „aus dem Nichts“ nicht geben. Dies wird auch deshalb so oft übersehen, weil das Einkommen des Verkäufers von Investitionsgütern auf dem Konto einer Bank landet, die normalerweise nicht die Bank des Kreditnehmers ist. Solange dann dieses Einkommen nicht weiter verwendet wird, ist es eine ganz normale Ersparnis, so wie es Keynes behauptet hat. Der Bankier war also nur Zwischenhändler mit der Ware „Kaufkraft“. Nebenbei gemerkt, in der Geldtheorie, die als *Banking-Schule* bekannt ist, spricht man in diesem Zusammenhang von „reverse causation“. Es bleibt rätselhaft, warum ein so tief denkender Ökonom wie Schumpeter von den schon längst bekannten Argumenten dieser Schule nichts wissen wollte.

Wenn Schumpeter den weiteren Ablauf des ökonomischen Zyklus erklärt, klingen seine Aussagen noch befremdlicher. Wie gesagt, der Aufschwung sollte nur durch innovative

¹² Schumpeter, J.: *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*, S. 109, 110 und 153.

¹³ Keynes, J. M.: *Allgemeine Theorie*, Macmillan Press, 1973, S. 71.

Investitionen möglich sein, die Wirtschaft käme aber erst dann richtig in Fahrt, wenn neue Produkte „nach einigen Jahren auf den Markt kommen“. Die Hochkonjunktur (Boom) ist damit die Folge der expandierten Produktion, die laut Schumpeter ein „Auftreten massenweiser Unternehmensnachfrage auslöst, die sehr wesentlich das Auftreten neuer Kaufkraft bedeutet“.¹⁴ An dieser Stelle des ökonomischen Zyklus meint Schumpeter eine Expansion der Nachfrage besonderer Art erblickt zu haben, und er führt damit seine Analyse endgültig in die Sackgasse. Wie konnte nur ein großer Bewunderer von Walras, bei dem die Nachfrage und das Angebot immer und unbedingt identisch sind, auf einmal - *horribile dictu* - erklären, dass die Nachfrage plötzlich „massenweise“ und die Kaufkraft „wesentlich“ auftreten? Sollte dies nur soviel bedeuten, dass bei der Hochkonjunktur beides, sowohl die Nachfrage (Kaufkraft) als auch das Angebot (Produktion) expandieren, dann ist diese Aussage peinlich trivial. Einiges spricht jedoch dafür, dass uns Schumpeter hier einen logischen Fehlschluss vom Typus *circulus vitiosus* vorführt: Die Produktion steigt, weil die Nachfrage wächst, und die Nachfrage wächst, weil die Produktion steigt.

Aber einmal abgesehen davon wie mangelhaft und widersprüchlich die Schumpetersche Auffassung der Nachfrage ist, er behält insofern Recht, als er Innovationen zu einem wichtigen Faktor der Erholung einer stagnierenden Wirtschaft macht. Wir können ihm ebenfalls bedingungslos beipflichten, wenn er behauptet, dass die Geldschöpfung der Banken wesentlich zum Wachstum beiträgt, und zwar im doppelten Sinne: *Einerseits* auf der Angebotsseite, weil die Kredite auch diejenige zu Unternehmern machen können, die dafür Fähigkeiten haben, aber keine finanzielle Mittel besitzen. *Andererseits* auf der Nachfrageseite und zwar deshalb, weil die Geldschöpfung die Preise stützt oder sie sogar zum Steigen bringt, die folglich das Gleichgewicht auf einem höheren Produktionsniveau möglich machen. Dieser Zusammenhang lässt sich nur kreislauftheoretisch quantitativ streng nachweisen, wie wir es getan haben. In unseren vorigen Diagrammen haben wir diesen Zusammenhang auch veranschaulicht: Die Spar- bzw. Investitionsquote von 5% ist auch ohne Produktivitätswachstum möglich, wenn die Preise um p^* -Prozent (Punkt B) steigen. So hat es Schumpeter jedoch nicht gemeint. Jürg Niehans hat zu Recht bemerkt, es sei Schumpeters Tragödie gewesen, dass ihm ein plausibles mathematisches Modell entgangen sei, ohne das die Gedanken nicht ein konsistentes System (Paradigma) bilden und eine Vision nicht viel wert ist.¹⁵

Ergänzend zum Gesagten sollten wir noch erwähnen, dass alles, was wir über das Produktivitätswachstum gesagt haben, auch für neue Produkte gilt. Auch diese hatte Schumpeter im Sinne, als er über Innovationen sprach. Neue Produkte erhöhen bekanntlich die Rentabilität, so dass sie genau die gleiche Wirkung auf das

¹⁴ Schumpeter, J.: *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*, S. 337.

¹⁵ Niehans, J.: *Economics: History, Doctrine, Science, Art*, in: *Kyklos*, Band 34, 1981, S. 175: „Vision is not enough. The essential step is to formalize it into an analytic model. This is what makes the idea communicable to others. ... Schumpeter was a tragic figure in the history of economic analysis, because he failed to transform the vision of innovation into an analytic model.“

Gleichgewicht haben, wie das bereits erörterte Produktivitätswachstum. Die in unserer mathematischen Analyse als Q bezeichnete Variable erfasst also *qualitative* Änderungen bzw. Expansionen des Angebots (Outputs) jeglicher Art, auch die durch Innovationen, welche den Gebrauchswert der Produkte steigern.

2 Nachfragetheoretische Analyse des Wachstums

Wenn in der Reproduktionsperiode t die Reallokation stattgefunden hat, ist die Wirtschaft noch nicht gewachsen - angenommen, die Produktivität ist nicht gestiegen. Die Wirtschaft wurde in der Reproduktionsperiode t lediglich strukturell für das Wachstum vorbereitet. Das darf man nicht außer Acht lassen. Unsere Analyse des allgemeinen Gleichgewichts erfasst also bisher noch kein Wachstum, sondern alleine den *Übergang* zum Wachstum. Wirkliches Wachstum kann erst ab der Reproduktionsperiode $t+1$ beginnen. Erst dann befindet sich die Wirtschaft auf dem Wachstumspfad. Danach kann sie in jeder neuen Reproduktionsperiode mehr Produktionsgüter (y_1, y_2, \dots, y_h) produzieren als in der vorherigen. Wir bezeichnen die Summe dieser Güter mit Y_k und ihren Zuwachs mit Y'_k . Diesen Zuwachs machen schließlich neue (Netto-)Investitionen I' möglich, was sich schreiben lässt als

$$Y'_k = I' . \quad (e)$$

Wenn wir den Zuwachs an Investitionen I' in der Matrixform schreiben

$$Y'_k = 1 \Delta_k^{t+1} y_k^{t+1} - 1 \Delta_k^t y_k^t \quad (e')$$

und dies in die Gleichung (e) einfügen, bekommen wir

$$1 \Delta_k^{t+1} y_k^{t+1} - 1 \Delta_k^t y_k^t = I' . \quad (e'')$$

Im stationären Zustand sowie beim Übergang der Wirtschaft zum Wachstum - wenn die Produktionstechniken (technische Koeffizienten) gleich bleiben -, gibt es natürlich keine neuen (Netto-)Investitionen. Deshalb sind sie auch in Gleichung (d) nicht vorhanden. Wenn diese Gleichung auch für eine wachsende Wirtschaft gelten soll, muss sie sozusagen die Gleichung (e'') in sich aufnehmen. Zuvor müssen aber beide Gleichungen entsprechend umgestaltet werden.

Die Gleichung (d) bezieht sich auf die Reproduktionsperiode t , unsere Analyse ist zeitlich betrachtet schon einen Schritt weiter, in der Reproduktionsperiode $t+1$. Wir müssen also überall die Indizes $t-1$ durch t und t durch $t+1$ ersetzen. Wenn wir uns zugleich der Klammern befreien, schreibt man die Gleichung (d) dann als:

$$1 y_k^{t+1} - 1 \Delta_k^{t+1} y_k^{t+1} + 1 \hat{y}_c^{t+1} = 1 \Delta_c^t y_k^t + 1 \hat{y}_c^{t+1} . \quad (d')$$

Wenn wir jetzt in der Gleichung (e'') den zweiten Term nach rechts verschieben und sinngemäß ihre rechte Seite an die Stelle des zweiten Terms der Gleichung (d') setzen, folgt unmittelbar

$$\underbrace{1 \mathbf{y}_k^{t+1} - 1 \Delta_k^t \mathbf{y}_k^t}_{\hat{Y}_k^{t+1}} - I' + \underbrace{1 \hat{\mathbf{y}}_c^{t+1}}_{\hat{Y}_c^{t+1}} = \underbrace{1 \Delta_c^t \mathbf{y}_k^t + 1 \hat{\mathbf{y}}_c^{t+1}}_{Y_c^{t+1}}. \quad (f)$$

Die Differenz der ersten zwei Terme der neuen Gleichung (f), die wir als \hat{Y}_k^{t+1} bezeichnet haben, ergibt die gesamten Nettoeinkünfte der Sektoren, welche die Produktionsgüter herstellen. Der vierte Term, also die gesamten Nettoeinkünfte der Sektoren, welche die Konsumgüter herstellen, ist analog als \hat{Y}_c^{t+1} bezeichnet. Die rechte Seite der Gleichung stellt die insgesamt hergestellte Menge von Konsumgütern dar, die als Y_c^{t+1} bezeichnet wird.

Im weiteren Schritt können wir die Terme \hat{Y}_k^{t+1} und \hat{Y}_c^{t+1} addieren, die dann die Summe aller Nettoeinkünfte der Wirtschaft ergeben, welche wir als \hat{Y}^{t+1} bezeichnen. Die Gleichung (f) hat nun die Zwischenform wie folgt:

$$I' = \hat{Y}^{t+1} - Y_c^{t+1}.$$

Die rechte Seite ergibt jetzt die Summe der Nettoeinkünfte, die nach dem Kauf aller hergestellten Konsumgüter übrig bleiben und damit für den Kauf von Produktionsgütern (Rohstoffe, Halberzeugnisse und Maschinen) zur Verfügung stehen. Dieser Teil der Nettoeinkünfte macht *per Definition* die Nettoersparnisse S' aus, so dass wir eine zusätzliche Gleichung bekommen haben:

$$I' = S'. \quad (g)$$

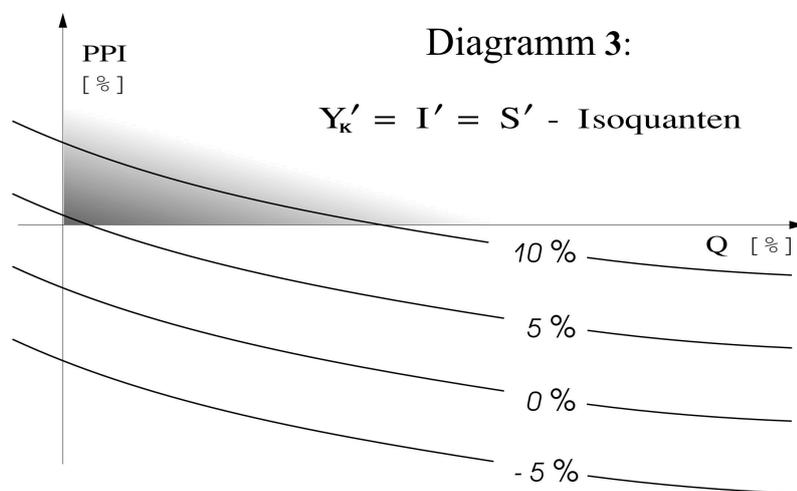
Diese Gleichung ist natürlich seit langer Zeit gut bekannt, aber in unserer Analyse ist sie keine Annahme (Postulat) - die man nach ihrer empirischen Plausibilität abzufragen bräuchte -, sondern sie ist eine mathematisch streng abgeleitete Schlussfolgerung. Zur wichtigsten Schlussfolgerung unseres Modells, die den paradigmatischen Unterschied zum herkömmlichen partikel-mechanischen Gleichgewichtsmodell am deutlichsten zum Ausdruck bringt, kommen wir, wenn wir die Gleichung (g) durch ihre Variable I' mit der Gleichung (e) *verkuppeln*, woraus folgt:

$$Y_k' = I' = S'.$$

Diese mathematisch formulierte *kreislauftheoretische Bedingung* des wirtschaftlichen Gleichgewichts bezeichnen wir als **allgemeine Gleichung des Sparens**. Aus ihr folgt, dass beim Gleichgewicht die Variablen I' und S' quantitativ durch Y_k' vorbestimmt sind. Im Rahmen unserer kreislauftheoretischen Analyse reicht es nämlich für das allgemeine Gleichgewicht noch nicht aus, wenn die Variablen I' und S' gleich groß sind - wie etwa in der Neoklassik -, sie müssen gleichzeitig einem bestimmten Wert entsprechen. Anders gesagt, will man mehr sparen und mehr investieren, müssen zugleich auch diese Variablen entsprechend größer werden. Was bestimmt nun den Wert der Variablen Y_k' bei einer wachsenden Wirtschaft?

Wenn sich die Preise nicht ändern und alle Sektoren der Wirtschaft proportional wachsen, entspricht Y_k' exakt dem realen Zuwachs an Produktionsgütern. Dann ist

nämlich die rechte Seite der Gleichung (e'), auch wenn sie *nominal* bestimmt ist, identisch mit dem Zuwachs an *realen* (Netto-)Investitionen (I'). Wenn Y'_k im Gleichgewicht identisch mit I' und S' sein muss, sind die Faktoren, welche diese beiden Größen bestimmen, zugleich die Faktoren welche auch Y'_k bestimmen. Bei der Analyse der Reallokation haben wir schon herausgefunden, dass diese Faktoren die Preise (PPI) und die Produktivität (Q) sind. Mit dem Diagramm 1 haben wir dies veranschaulicht. Wenn wir auch das Wachstum berücksichtigen würden, verschieben sich die Isoquanten dieses Diagramms nach unten, wie es das nächste Bild zeigt. Wie weit die Isoquanten nach unten absinken, hängt im weiteren Verlauf des Wachstums auch davon ab, welchen Anteil der Nettoinvestitionen (I') die Hersteller von Konsumgütern und von Produktionsgütern erhalten.



Normalerweise befindet sich eine wachsende Wirtschaft irgendwo im schraffierten Bereich des Diagramms 3. Aus ihm lässt sich entnehmen, dass positive Ersparnisse bzw. positive (Netto-)Investitionen bei einer wachsenden Wirtschaft auch dann möglich sind, wenn die Preisänderung oder das Produktivitätswachstum negativ ist, ja sogar wenn beide negativ sind (Quadrant 3). Eine Wirtschaft kann folglich auch dann problemlos wachsen, wenn das gesamte nominale Sparvolumen auf Null fällt, ja sogar dann, wenn es negativ wird. (War das nicht in den letzten Jahrzehnten bei der amerikanischen Wirtschaft der Fall?) Es kann ebenfalls vorkommen - in der Praxis geschieht das nicht selten -, dass der reale Konsum gerade dann stark zunimmt, wenn nominal viel gespart wird. Auch andere Konstellationen sind möglich: etwa eine hohe Sparquote, bei einer real schrumpfenden Wirtschaft. Was für die privaten Haushalte gilt, muss also nicht unbedingt für die Volkswirtschaft gelten, und meistens tut es das auch nicht. Betrachtet man die Wirtschaft als ein Ganzes, gibt es keine Koppelung der nominalen und realen Größen. Das herkömmliche mikroökonomische Muster eines sparsamen Haushalts, der durch Verzicht dafür sorgt, seinen zukünftigen Verbrauch zu vergrößern, ist also makroökonomisch unbrauchbar. Die mikroökonomische Interpretation des Sparens durch

Konsumverzicht (*abstinence*) ist nichts mehr als eine Metaphysik, die aus der naiven Jugend der Wirtschaftswissenschaft stammt, als man in die Preise noch unbedingt etwas reales hineininterpretieren wollte: den objektiven Wert, die reale Produktivität, den wirklichen Verzicht, ... All diese Versuche gehören zur nutzlosen Beschäftigung der realitätsfremden Menschen, die sich einbilden, dass hinter dem „Schleier“ der sinnlichen Erfahrung, in der „Tiefe“, die „wahre“ Wirklichkeit verborgen liegt.

Wenn wir schon bei der wachsenden Wirtschaft sind, können wir der Vollständigkeit halber noch Folgendes hinzufügen. Der Wirtschaftsaufschwung treibt üblicherweise die Preise in die Höhe, so dass die Gefahr eines zu großen Sparens nicht mehr besteht, eher umgekehrt: es kann unter solchen Umständen sogar schwierig sein, den privaten Haushalten und den Unternehmen genügend Ersparnisse abzutrotzen. Mit einem hinreichend hohen Zinsniveau lässt sich dies erreichen, und diese höheren Zinsen können die Unternehmen während der Hochkonjunktur auch bezahlen, weil sie keine Absatzprobleme haben. Damit erklärt sich eine Anomalie der ganzen neoklassischen Theorie - und natürlich auch des Modells von Walras -, das sogenannte Gibson-Paradox: die Beobachtung, dass Zinsen und Preise korrelieren, so dass die Investitionen üblicherweise nicht bei niedrigeren, sondern bei höheren Preisen und Zinsen steigen. Diese Korrelation ist ein Paradox im heutigen Mainstream der Wirtschaftswissenschaften. Im Kreislaufmodell ist es keins.

3 Eine Konjunktur- und Krisentheorie in Kurzfassung

Warum das Wachstum nie für eine längere Zeit in ein stabiles Gleichgewicht übergeht, oder warum viele Expansionen schon lange vor dem Erreichen des *Full-Employment-Ceiling* zusammenbrechen, lässt sich aus unserer Analyse denkbar einfach ableiten. Wenn nämlich der Aufschwung einige Zeit gedauert hat, verliert Y'_k zuerst die Komponente, die aus dem Wachstum selbst hervorgeht, weil die natürlichen und menschlichen Ressourcen knapp werden. Die Isoquanten im Diagramm 3 driften in die Richtung der Konstellation des Diagramms 1. Zugleich schwächt sich auch das Produktivitätswachstum (Q) ab, weil das neue technische Wissen während des Aufschwungs zu einem guten Teil verbraucht (materialisiert) worden ist. Die Preise steigen immer langsamer, oder sie beginnen sogar zu sinken, weil die neuen Produktionskapazitäten in einen Verdrängungswettbewerb einmünden. Jede dieser Tendenzen führt dazu, dass die Größe Y'_k immer kleiner wird. Das dadurch entstandene Gleichgewichtsproblem lässt sich im Diagramm 2 gut nachvollziehen. Die waagerechte gestrichene Linie entspricht nämlich dem Wert Y'_k . Wenn sie absinkt, kann ihr der Schnittpunkt $I' \times S'$ - auf der rechten Hälfte des Diagramms 2 - irgendwann nicht mehr folgen. Rutscht sie ins Negative, dann benötigt das Gleichgewicht auf dem gleichen Produktionsniveau sogar *negative* Investitionen (Desinvestitionen) und eine *negative* Sparsumme. Weil aber der *homo oeconomicus* zum Desinvestieren nicht willig ist, bricht dann das Gleichgewicht völlig zusammen, womöglich infolge einer Kleinigkeit. Dadurch

entsteht der Eindruck, als ob die Konjunktur durch unberechenbare zufällige - meistens psychologische - Faktoren bestimmt wäre. Kein Wunder also, dass man die ökonomischen Abstürze auch mit der Chaostheorie erklären wollte. Aber auch dieser Versuch, die ökonomischen Krisen aus den Disproportionalitäten zu erklären, ist gescheitert. Jede Suche nach den Disproportionalitäten, heute sagt man „strukturellen Ungleichgewichten“, bedeutet die Folge mit der Ursache zu verwechseln.

Nach dem Absturz der Wirtschaft in die Depression werden nicht die besten Unternehmen überleben, sondern in der Regel diejenigen, die im kritischen Augenblick ganz zufällig zu den liquiditätsstarken und unverschuldeten gehören. Die Depression ist also weder ein Prozess der positiven Auslese (Spencers *survival of the fittest*) noch der sinnvollen *kreativen Zerstörung* (Schumpeter). Die Wucht der Destruktion folgt keinem rationalen Kriterium, von der Fairness, der Belohnung für Leistung und der Gerechtigkeit ganz zu schweigen. Die produktiven Kräfte werden willkürlich verschleudert und zerschlagen, sowohl technologisches als auch humanes Kapital wird massenweise vernichtet. Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Innovatoren sogar überdurchschnittlich stark davon betroffen sind, wie es vor nicht langer Zeit auch mit der *New Economy* der Fall war. Und erst irgendwann, wenn sich ein neues Gleichgewicht auf einem niedrigen Niveau der wirtschaftlichen Aktivität wieder stabilisiert hat, können günstige Umstände und vor allem neue Innovationen für den nächsten Aufschwung sorgen. Die Funktionsweise einer Laissez-faire-Wirtschaft ähnelt deshalb einem sich ständig wiederholenden *Auf und Ab*, wie wir das aus der langen Geschichte der vorkeynesianischen liberalen Marktwirtschaft nur allzu gut kennen. Wir können diesen Ablauf, wie es in der ökonomischen Literatur des Öfteren getan wird, mit einer mechanischen Analogie bildlich darstellen. Das Gleiche tun wir auch mit dem Walrassen und Keyneschen Modell, um den Unterschied zu verdeutlichen.

